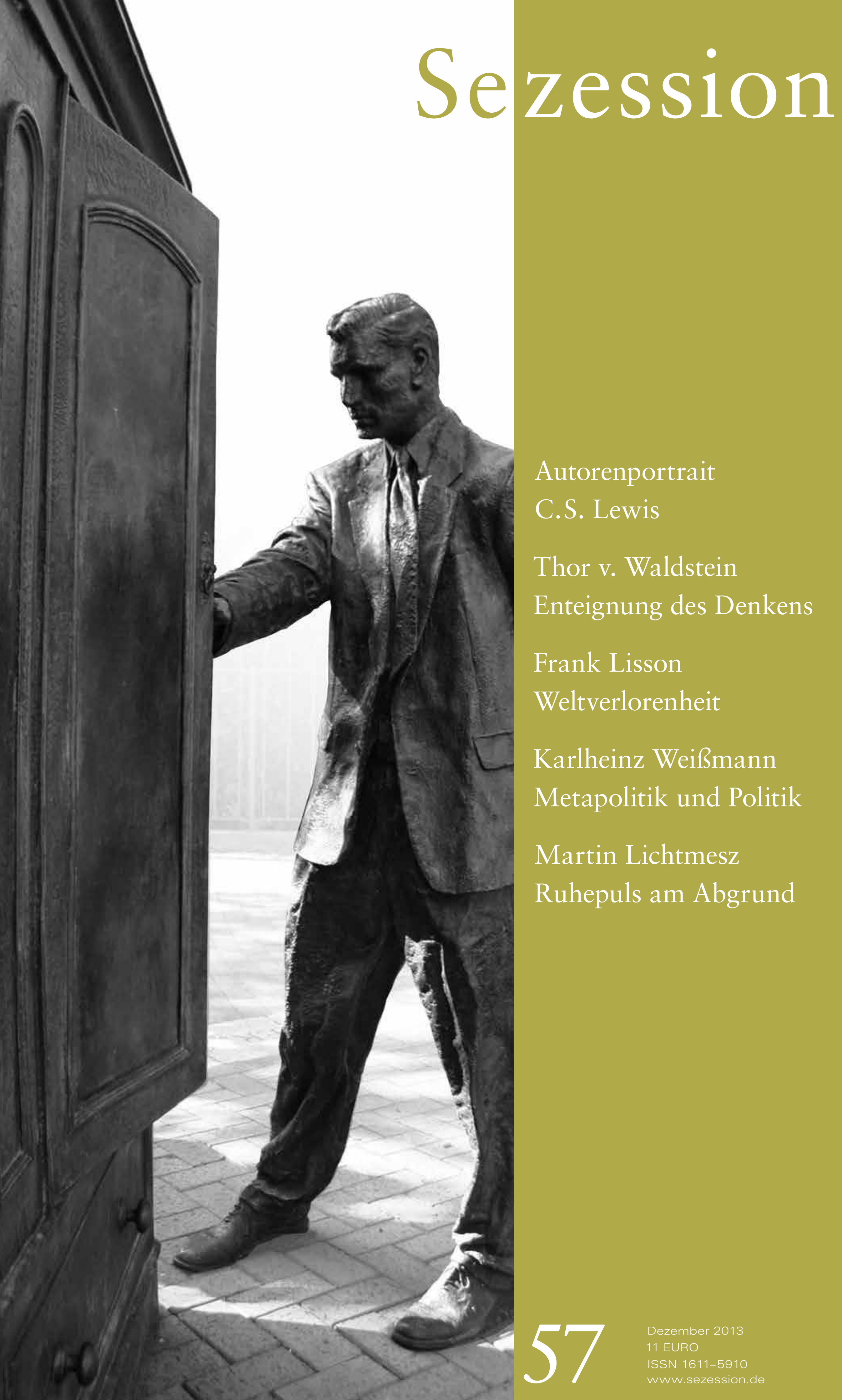

Sezession
Autorenportrait
C.S. Lewis
Thor v. Waldstein
Enteignung des Denkens
Frank Lisson
Weltverlorenheit
Karlheinz Weißmann
Metapolitik und Politik
Martin Lichtmesz
Ruhepuls am Abgrund
57
Dezember 2013
11 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (verantwortlich), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

11. Jahrgang, Heft 57,
Dezember 2013

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 11 € zzgl. Versandkosten. Wer *Sezession* für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr. Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

Manuskripte sind stets willkommen und sollten als Kurzbeitrag 9 000 und als Grundlagenbeitrag 15 500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 41

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Der Zerfall der Lage

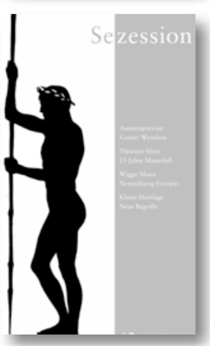
von Götz Kubitschek

Der Zerfall der Lage beginnt, wenn die Auflösung aller Dinge augenscheinlich geworden ist und es keine beschreibbaren Haltepunkte für eine Analyse der Situation mehr gibt; wenn die Tatsache das eine und das Triumphieren das andere ist (eine Machtfülle nämlich, die sich um die Fakten einen Dreck schert); wenn der gesunde Menschenverstand keine Rolle mehr spielt und man – um es mit einem Wort zu sagen – hilflos danebensteht.









Der Zerfall der Lage setzte ein paar Tage nach den Feierlichkeiten zur 100. Wiederkehr der sogenannten Meißner-Fahrt ein: 1913 hatten sich Tausende Wandervögel zu einem freideutschen Tag versammelt, der sich gegen das Säbelrasseln des großen Völkerschlachtjubiläums richtete und auf einen anderen, eben freideutschen Weg in die Zukunft aus war. Anfang Oktober 2013 gedachte man nun dieses Treffens, und wer selbst einmal Wandervogel war und außerdem ein paar Kinder auf Fahrt (also: die bündische Art des Wanderns) zu schicken hat, wähnte sich ohne Bedenken für ein paar Stunden willkommen auf der Jugendburg Ludwigstein, die nicht weitab vom Hohen Meißner liegt. Ich war dort, für einen Tag. Dieter Stein (*Junge Freiheit*) war dort, für zwei Tage.

Leider war auch der Antifa-Schreiber Jesko Wrede mit seiner Kamera dort – sein Bericht über die Anwesenheit zweiter neurechter Publizisten auf dem Jubiläumstreffen erschien ein paar Tage später und löste eine Lawine aus: Das hessische Sozialministerium sperrte der Burg alle Landeszuschüsse. Schulklassen, die dort ihren Aufenthalt geplant hatten, stornierten ihre Buchungen. Die Leiter der Ludwigstein reagierten sofort und untersagten allen Wandervögeln für die nächsten zwölf Monate den Zugang zu den Räumlichkeiten und Angeboten der Burg. Das hessische Sozialministerium hat die Gelder mittlerweile zwar wieder freigegeben, dennoch: Selbst dort, wo Stein oder ich nur sind (weder vortragend, noch organisierend, keinesfalls im Vordergrund, sondern bloß als Besucher unter Hunderten anderen Besuchern), kann aus uns jene weiße Billardkugel werden, mit der man die andern ins Loch stößt. Typen wie Wrede gab es wohl schon immer, aber selten nur verfügten sie über eine solche Macht wie derzeit.

Unsere Lage könnte hilfloser nicht sein: Hier ein Heer junger Leute, die wandernd, singend, tanzend und plaudernd ihre große Feier begingen, darunter als Gäste für kurze Stunden zwei Väter, die ihre Kinder herankarrten; dort ein linksextremer Denunziant, dessen debiles Wort über den Resonanzboden des Internets seinen Weg ins Ohr des hessischen Sozialministers fand. Dieser – ein Getriebener, ein bloß scheinbar mächtiger Mann, jedenfalls einer ohne Zeit für einen zweiten, dritten Blick auf den Fall. Denn nichts scheint so schlimm zu sein – mitten in diesem hysterischen Land – wie der Internetpranger, auf dem stehen könnte: Hier hat einer nicht schnell genug, nicht entschieden genug, nicht öffentlich genug gegen Rechts sich positioniert. Dieser Sorge aber entledigte sich Stefan Grüttner (CDU), indem er auf Wrede hörte.

Damit nicht genug. Darüber, wie zukünftig zu verfahren sei, ist man sich unter den Billardkugeln nicht einig. Während die einen selbstkritisch beweisen möchten, daß man sie zu Unrecht stoße, wächst bei den anderen die Verachtung für diese Zeit und ihr Personal – beide Reaktionen sind Kennzeichen der Ohnmacht.

Was bleibt, ist *Sezession*. Deren 12. Jahrgang ist oben abgebildet.

Polit-PR: Lampedusa als Marke

von Thomas Schmidt

Migrationsaktivisten versuchen im Rahmen ihrer Kampagnen, offene Grenzen für Armutszuwanderung vor allem mit den Mitteln der Propaganda durchzusetzen. Da massenpsychologische Einflußnahmen an Wirkung verlören, wenn ihre Strategien und Methoden transparenter wären, behandelt man diese Abläufe vertraulich. Sie werden nur in Ausnahmefällen öffentlich bekannt, wie etwa in einem ähnlichen Zusammenhang im Fall einer von *Wikileaks* veröffentlichten Analyse der CIA, in der untersucht wurde, wie europäische Bevölkerungen im Sinne der US-amerikanischen Afghanistanpolitik mobilisiert werden könnten. Die Autoren untersuchten zu diesem Zweck psychologische Verwundbarkeiten verschiedener Bevölkerungen und stellten fest, daß die Anteilnahme am Schicksal von Flüchtlingen, insbesondere von Frauen, bei vielen Europäern ein wichtiges politisches Motiv darstelle. Die Experten empfahlen, Schuldgefühle als psychologischen Hebel einzusetzen. Europäer würden sich voraussichtlich verstärkt zur Unterstützung der US-amerikanischen Forderung nach Entsendung zusätzlicher Truppen entschließen, wenn sie dadurch die zuvor gezielt aufgebauten Schuldgefühle lindern könnten.

Sehr ähnliche Methoden nutzen professionelle Aktivisten in Deutschland auch in ihren Kampagnen. Die Aktivisten können sich dabei auf direkte und indirekte staatliche Finanzierung, eigene fachliche Expertise und die Unterstützung von Teilen der Kirchen, der Sozialbranche, der Medien, der Politik und der Wirtschaft stützen.

Kommunikationsexperten in Kreisen der Aktivisten setzen in ihrer Kampagne vor allem darauf, diese als Serie von »Flüchtlingsprotesten« erscheinen zu lassen. Um den Eindruck von Authentizität zu erzeugen, werden Einwanderer bei den Aktivitäten der Kampagne in den Vordergrund gestellt, während Planung und Organisation im Hintergrund meist von einheimischen Unterstützern geleistet werden.

Wie professionell diese Migranten-Lobbyisten arbeiten, zeigt ein Beispiel aus Wien. Dort haben Flüchtlinge die Besetzung der Votivkirche aufgegeben und statt dessen die Kunstakademie besetzt. In einem Pressebericht heißt es:

»In der Kunst-Uni betonten die Asylwerber nun, in Zukunft selbst für sich zu sprechen. Allein sind sie deswegen nicht. Im Hintergrund arbeitet eine Gruppe von (heimischen) Unterstützern auf Hochtouren, um das Asyldrama nach allen Regeln der PR-Kunst aufzubereiten. ›Kein Kommentar zur Presse ohne Absprache‹, steht auf Plakaten an der Wand. Auf einem ist ein Organigramm zu sehen: Eine Gruppe soll sich um die Verhandlungen mit der Uni kümmern, eine um die Strategie (›Wie erreichen wir andere Flüchtlings-Communitys?‹), eine andere soll den Jahrestag des Protests (am 24.11.) planen. Die Asylwerber selbst waren Minuten vor der Pressekonferenz kaum von den Kunststudenten zu unterscheiden. Wenig erinnert noch an die erschöpften Männer, die in der Votivkirche in Schlafsäcken kauerten. Sie tragen jetzt Sneakers, farblich abgestimmt auf das Shirt, quergestreifte Pullover mit Hemd. Bärte und Haare sind getrimmt. Hier wird nichts mehr dem Zufall überlassen. Auch nicht die Fragen auf der Pressekonferenz, die von den Unterstützern zum Teil selbst an das Podium gerichtet wurden – wie eine Aktivistin vor der PK unvorsichtigerweise zugibt. ›Es ist ein Akt der Emanzipation, daß die Asylwerber jetzt selbst für sich sprechen‹, sagt dazu einer der Unterstützer. Er ist der Chef der eigens gegründeten Pressegruppe.« (*Die Presse,* 31. Oktober 2013)

Derlei Aktivistengruppen agieren auch in der BRD. Der entscheidende psychologische Hebel ist dabei der Vorwurf einer kollektiven Schuld der Deutschen an der Situation der illegalen Einwanderer. Nach dem Tod einer größeren Zahl solcher Armutsflüchtlinge bei einer Schiffshavarie vor der Insel Lampedusa wurde der Name der Insel zur Chiffre für diese kollektive Schuld gemacht: Jeder, der nicht für offene Grenzen eintrete, sei mitschuldig. Auf einer zweiten Ebene wird außerdem eine kollektive Schuld aller Europäer an der wirtschaftlichen und sozialen Lage Schwarzafrikas und des Nahen Ostens behauptet. In diesem Zusammenhang wird derzeit der Begriff des »Klimaflüchtlings« etabliert, für dessen Situation jeder Europäer durch seinen Lebensstil verantwortlich sei. Diese Schuld gelte es, durch das Eintreten für mehr Zuwanderung und offene Grenzen abzutragen.

Die Ansprache von Schuldängsten erfolgt auch durch die Verwendung einer politischen Sprache, die gezielt Begriffe mit NS-Bezug verwendet und an NS-Symbole anknüpft, wenn etwa von einer »Festung Europa« gesprochen wird, deren Mauern eingerissen werden müßten. Bundespräsident Joachim Gauck unterstützte diesen As-



pekt der Kampagne, als er bei einer Veranstaltung zur Erinnerung an Opfer des NS Parallelen zwischen den Pogromen von 1938 und aktuellen Vorbehalten gegen Armutsmigration andeutete. Flankiert wird dieses Vorgehen durch die soziale Isolation von Kritikern, deren Positionen mit Begriffen wie »Rassismus« und »Haß« beschrieben werden, denen als symbolhafte Gegenbegriffe »Offenheit« und »Vielfalt« in zahlreichen Varianten gegenübergestellt werden. Aus Armutsflüchtlingen werden Märtyrergestalten konstruiert, die Deutschland durch ihre Präsenz moralisch aufwerten könnten, aber unter der »menschenunwürdigen« Behandlung durch Deutsche zu leiden hätten.

Da dieser Vorwurf schwieriger zu vermitteln wäre, wenn die Fremden die ihnen zur Verfügung gestellten Unterkünfte nutzten, werden Zeltlager auf öffentlichen Plätzen errichtet, in denen das vermeintliche Elend inszeniert wird. Durch Hungerstreiks soll diese Botschaft verstärkt werden – das Bild zeigt derlei Streikende in der Wiener Votivkirche. Besonders gesucht sind Bilder kollabierender Flüchtlinge. Durch Konfrontation mit der Polizei sollen zudem Bilder von »Polizeigewalt« erzeugt werden, welche den moralischen Gegensatz zwischen »häßlichen Deutschen« und migrantischen Opfern unterstreichen sollen. Um die erforderlichen Polizeieinsätze zu provozieren, werden militante Linksautonome in die Kampagnen eingebunden, die auch darüber hinaus die Botschaften der Kampagne gewaltsam verstärken und gegen Kritiker vorgehen sollen.

Die Lampedusa-Kampagne stand von Beginn an aufgrund der für sie günstigen psychologischen Ausgangslage keinen besonderen Herausforderungen gegenüber. Die Organisatoren strebten daher besonders weitreichende Ziele an, als sie etwa in Hamburg die allgemeine Außerkraftsetzung von Gesetzen im Umgang mit der als »Lampedusa in Hamburg« bezeichneten Gruppe von illegalen Einwanderern forderten und dieses Ziel weitgehend auch erreichten.

Die Kampagne verdankt ihren Erfolg vor allem der durch jahrzehntelange Vorarbeit gelungenen Durchsetzung eines Humanitätsbegriffs, der jeden gegen das eigene Gemeinwesen gerichteten fremden Anspruch moralisch legitimiert und das Eintreten für Eigeninteressen delegitimiert. Gesellschaftlich akzeptierter Widerstand gegen die Kampagne bewegt sich ausschließlich im Rahmen dieses Humanitätsbegriffs und weist etwa darauf hin, daß Zuwanderung den Herkunftsstaaten der Migranten schade, weil sie diese potentieller Fachkräfte beraube.

Der französische Autor Jean Raspail bemerkte dazu, daß eine Zuwanderungsdebatte, welche diesen geistigen Rahmen nicht verlasse, dazu verurteilt sei, sich auf die Verhandlung der Geschwindigkeit der eigenen Verdrängung zu beschränken. Wer diesen Rahmen jedoch verläßt, dem droht soziale Isolation, weshalb sich nur ohnehin isolierte Akteure offen gegen die Kampagne stellen und dabei vereinzelt die von deren Organisatoren erwünschten Bilder »häßlicher Deutscher« liefern. Eine erfolgreichere Gegenbewegung müßte statt dessen mindestens das gleiche Maß an Professionalität aufweisen wie die propagandistische Arbeit des Migrationsaktivismus in Deutschland.

Unsere Zivilisation verschwindet

Ein Gespräch mit Jean Raspail

Was fühlen Sie angesichts der aktuellen Lage?

Raspail: Wissen Sie, ich habe keine Lust, mich zu der großen Runde der Intellektuellen zu gesellen, die ihre Zeit damit verbringen, über Einwanderung zu diskutieren. Ich habe den Eindruck, daß diese Debatten zu nichts führen. Das Volk weiß im Grunde längst intuitiv Bescheid: daß das Frankreich, das unsere Ahnen in Jahrhunderten formten, im Begriff steht, zu verschwinden. Und daß wir das Publikum in der Galerie damit unterhalten, daß wir ununterbrochen über Einwanderung reden, ohne jemals die letzte Wahrheit zu sagen. Eine Wahrheit, die noch dazu unsagbar ist, wie schon mein Freund Jean Cau bemerkte, denn wer es wagt, sie auszusprechen, wird auf der Stelle gejagt, verdammt und ausgeschlossen. Richard Millet kam ihr nahe, und Sie sehen ja, was mit ihm passiert ist!

Werden die Franzosen also über die Schwere des Problems getäuscht?

Raspail: Ja. Das fängt schon bei den verantwortlichen Politikern an! Offiziell »läuft alles wunderbar, Frau Gräfin«. Aber hinter verschlossenen Türen geben sie es zu: »Ja, Sie haben recht: es gibt ein echtes Problem.« Ich besitze zu diesem Thema mehrere aufschlußreiche Briefe von linken Politikern, auch einigen rechten, denen ich *Das Heerlager der Heiligen* zugeschickt habe. »Aber Sie müssen verstehen: wir können das nicht laut sagen …« Diese Leute sprechen mit gespaltener Zunge, haben ein gespaltenes Gewissen. Ich weiß nicht, wie sie das fertigbringen. Ich glaube, daß hier die Quelle der geistigen Verwirrung liegt: das Volk weiß, daß viele Dinge vor ihm geheimgehalten werden. Dutzende Millionen Menschen glauben heute nicht mehr an das offizielle Gerede über Einwanderung. Kein einziger von ihnen glaubt ernsthaft, daß all dies eine »Chance« für Frankreich sei. Denn sie haben ja die alltägliche Wirklichkeit vor Augen. Nun brodeln all diese Ideen in ihren Köpfen, und sie finden keine Ausdrucksmöglichkeit.

Sie glauben nicht daran, daß die in Frankreich aufgenommenen Ausländer assimiliert werden können?

Raspail: Nein. Das Integrationsmodell funktioniert nicht. Selbst wenn noch mehr illegale Einwanderer abgeschoben werden, und wir es schaffen sollten, die Ausländer etwas erfolgreicher zu integrieren, als das jetzt der Fall ist, wird ihre Zahl nicht aufhören zu wachsen, und damit wird sich nichts an dem grundlegenden Problem ändern: die fortschreitende Invasion Frankreichs und Europas durch Massen aus der Dritten Welt. Ich bin kein Prophet, aber die Instabilität dieser Länder ist deutlich zu erkennen. Dort herrscht eine unerträgliche Armut, die pausenlos zunimmt, und einem obszönen Reichtum gegenübersteht. Diese Leute dort können sich nicht bei ihren Regierungen beschweren, sie erwarten nichts von ihnen. Stattdessen wenden sie sich an uns, und landen mit immer zahlreicheren Booten in Europa, heute in Lampedusa, morgen anderswo. Es gibt nichts, das sie abschrecken könnte. Und dank der demographischen Dynamik wird es in Frankreich in den 2050er Jahren ebensoviele junge Stammfranzosen geben wie junge Ausländer.

Viele werden in Frankreich heimisch werden.

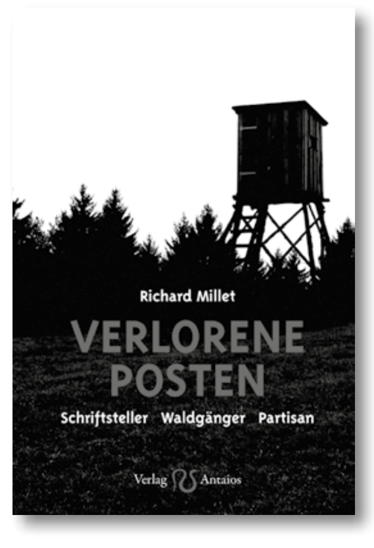
Raspail: Das bedeutet nicht, daß sie zu Franzosen werden. Ich sage nicht, daß sie schlechte Menschen seien, aber eine »Einbürgerung auf dem Papier« bedeutet keine Einbürgerung im Herzen. Ich kann in ihnen keine Landsleute sehen. Wir müssen die Gesetze drastisch verschärfen, aus einer Notlage heraus.

Wie soll Europa mit der Einwanderung umgehen?

Raspail: Es gibt nur zwei Möglichkeiten. Entweder wir nehmen sie auf, und Frankreich – also seine Kultur, seine Zivilisation – wird ausgelöscht werden, ohne auch nur ein Begräbnis zu bekommen. Das ist es auch, was meiner Meinung nach passieren wird. Oder wir nehmen sie überhaupt nicht mehr auf – das bedeutet, daß wir aufhören, den »Anderen« zu vergötzen, sondern wieder lernen, unseren »Nächsten« wiederzuentdecken, also denjenigen, der uns selbst am nächsten steht. Das bedeutet auch, daß wir für einige Zeit diesen »verrückt gewordenen christlichen Ideen« abschwören müssen, wie Chesterton es ausdrückte, diesen fehlgeleiteten Men-







Widerstand durch Ausbildung der Traditionskompanie: Jean Raspails Romane Das Heerlager der Heiligen *(1973, dt. Tübingen 1985) und* Sieben Reiter verließen die Stadt *(1993, dt. Schnellroda 2013) sowie Richard Millets Essaysammlung* Verlorene Posten *(2011 und 2012, dt. Schnellroda 2013).*

schenrechten. Wir müssen stattdessen als Kollektiv unwiderruflich auf Distanz gehen, um die Auflösung unseres Landes und die allgemeine Vermischung aufzuhalten. Ich sehe keine andere Lösung. Ich bin in meiner Jugend viel gereist. Alle Völker können begeistern, aber wenn man sie zu sehr vermischt, dann entsteht eher Feindseligkeit als Sympathie. Diese *métissage,* diese Vermischung also, ist niemals friedlich, das zu glauben, ist eine gefährliche Utopie. Sehen Sie sich nur Südafrika an!

Also: Was tun?

Raspail: Die Maßnahmen, die in unserer jetzigen Lage notwendig wären, wären mit einer erheblichen Zwangsausübung verbunden. Ich glaube nicht, daß es dazu kommen wird, und ich sehe niemanden, der dazu den Mut hätte. Dazu müßte man seine eigene Seele in die Waagschale werfen, und wer ist dazu bereit? Abgesehen davon, glaube ich nicht eine Sekunde daran, daß die Fürsprecher der Einwanderung barmherziger sind, als ich es bin: Es gibt unter ihnen wohl keinen einzigen, der bereit wäre, diese Unglücklichen in sein eigenes Haus aufzunehmen. Das ist alles nichts weiter als gefühlsduselige Großrednerei, und diese Verantwortungslosigkeit hat zu einem Maelstrom geführt, der uns alle verschlingen wird.

Gibt es keine andere Lösung als Unterwerfung oder Zwangsausübung?

Raspail: Vielleicht gibt es eine, aber sie hätte nur eine einzige Chance: eine ethnische und kulturelle Isolation, durch die sich Bevölkerungsgruppen auf kommunitarische Weise vor der Bedrohung durch andere Gruppen schützen können. Eine solche Entwicklung ist ja nebenbei schon im Gange: wir können beobachten, daß sich die Stammfranzosen zunehmend aus den sogenannten problematischen Stadtteilen zurückziehen. Die Demonstrationen gegen die Homosexuellen-Ehe sind auch eine Form des Kommunitarismus: sie bezeugen, daß Millionen von Franzosen den »Zivilisationswechsel« ablehnen, den die Linken und Christiane Taubira versprochen haben. Heute wird der Kommunitarismus allseits verdammt, aber er könnte eine Lösung sein, zumindest vorübergehend. Die entgegengesetzten Kommunitarismen werden sich jedoch durch wechselseitige Animositäten verstärken, und das wird letzten Endes zu äußerst schweren Auseinandersetzungen führen.

Sie glauben nicht an einen plötzlichen Neuanfang, wie es ihn in der Geschichte Frankreichs schon oft gab?

Raspail: Nein. Es bräuchte das Aufflammen eines epischen Geistes, einen Sinn für ein höheres Schicksal, um einen solchen Neubeginn für Frankreich zu ermöglichen. Dazu bedarf es Menschen, die immer noch an ihr Vaterland glauben. Ich sehe davon nicht mehr viele. Zum mindesten müßte man das nationale Bildungssystem und die audio-visuellen Medien von Grund auf umkrempeln, man müßte Lehrern und Journalisten, die sich an der Desinformation beteiligen, die Plattform entziehen … Wir haben die Idee der Nation entheiligt, die Ausübung von Macht, die Vergangenheit unseres Landes. Wir haben die Statue Frankreichs rissig werden lassen, haben ihre Gestalt entstellt (besonders die Linke!), bis zu einem Punkt, an dem es nichts mehr gibt, das Ehrfurcht gebietet. Die Macht der falschen Ideen, die von dem herrschenden Bildungssystem und den Medien verbreitet werden, scheint grenzenlos zu sein. Soweit es mich angeht, so lebe ich seit 1500 Jahren in Frankreich, ich bin mit dem zufrieden, was mir gehört, und ich habe keinerlei Bedürfnis, irgendetwas daran zu ändern.

Das Gespräch mit Raspail erschien zuerst auf der Internetseite valeursactuelles.com, die Übersetzung fertigte Martin Lichtmesz an.

Endlich sagt's mal eine

Ein Gespräch mit Birgit Kelle

Sezession: Frau Kelle, wie sieht eine »Frau von heute« nach Ihren Wünschen aus?

Kelle: Wie eine Frau, die es schafft, ihren Weg zu gehen, ihr Glück zu suchen und im Idealfall sogar zu finden, ohne sich von der Gesellschaft oder gar anderen Frauen vorschreiben zu lassen, welches das zugeteilte Häppchen Glück für sie zu sein hat. Mein persönliches Wunschbild für die »Frau von heute« ist so betrachtet völlig irrelevant, denn es geht nicht darum, meine Vorstellungen für andere zu definieren, sondern jeder Frau die Möglichkeit zu schaffen, ihr eigenes Wunschbild zu werden.

Sezession: Sie haben sich also selbst beschrieben? War es ein langer oder bloß ein schwieriger Weg dorthin?

Kelle: Sie gehen also davon aus, daß ich mein eigenes Ideal bereits erreicht habe? Manchmal, nach einem langen Familientag und Schreibtischarbeit bis in die Nacht, bin ich nicht ganz sicher, ob mein Wunschbild und ich uns nicht ein bißchen entfremdet haben. Zumindest würde ich heute sagen: Ich weiß, was ich will und ich fordere es auch ein. Für diesen Satz habe ich allerdings einige Jahre gebraucht.

Sezession: Insgesamt klingt das nach jener Wahlfreiheit, von der jeder in Deutschland und in der gesamten westlichen Hemisphäre mehr als genug vorfindet. Geht es nicht vielmehr um die – meinethalben freiwillige – Rückbindung in die Festlegung als Frau, also darum zu akzeptieren, daß es noch immer die Frauen sind, die die Kinder kriegen und die über dieses Schicksal nicht frei disponieren sollten?

Kelle: Mir gefällt der Begriff der »Rückbindung« nicht. Wir kehren mit unserem Wunsch, Kinder zu bekommen, nicht zurück. Wir haben uns nie davon gelöst. Wir waren immer Frauen, wir sind Frauen und wir werden es immer bleiben. Sie bedienen sich hier der Rhetorik der Altfeministinnen, die ja immer wieder besorgt einen *backlash* der Frauen zurück an den Herd und in die Familie kritisieren. Auch sie ignorieren, daß die Mehrheit der Frauen die traditionelle Rolle der Frau als Ehefrau und Mutter nie verlassen hat und auch nie verlassen wollte. Die Wahlfreiheit, von der Sie mehr als genug sehen, finde ich allerdings nur auf dem Papier. Wenn einer Frau gesellschaftliche Ächtung als »Heimchen am Herd«, berufliches und damit finanzielles Aus und Altersarmut drohen, weil sie sich heute noch dafür entscheidet, Kinder vor Karriere zu setzen, dann ist sie nicht frei in ihrer Entscheidung, sondern wird nahezu genötigt, sich in ein zugeteiltes Rollenmodell einzufügen.

Sezession: Sehen Sie, genau deshalb sprach ich von »Rückbindung«: Gerade weil etliche Frauen sich genötigt sehen, einem Bild jenseits ihres Kinderwunsches zu entsprechen, ist die Entscheidung gegen den Vorrang der Karriere eine nicht im Sinne der Meinungsmacher vollzogene Besinnung auf etwas, das immer galt – eine »Rückbindung« eben …

Kelle: Zurück kann ich nur, wenn ich schon mal weggegangen bin. Wer immer dort geblieben ist, wo er war, geht nicht zurück, sondern bleibt, wo er ist. Ich akzeptiere die Richtung zurück nicht, wie bereits dargelegt, denn sie erinnert mich zu sehr an die vorwurfsvollen Anfeindungen durch Frauen, die nicht begreifen wollen, dass ich nicht dieselbe Richtung einschlage, die sie mir vorgeben wollen.

Sezession: In Ihrem Buch schlagen Sie einen selbstbewußten Ton an: Meinen Sie, daß Sie eigentlich für eine Mehrheit sprechen, die nur aufgrund medialer Verzerrung als abgehängte Minderheit erscheint?

Kelle: Ja, das glaube ich in der Tat nach den mehr als 1000 Zuschriften, die mich im Laufe der Jahre erreicht haben. Und möglicherweise war genau diese Erkenntnis, dass wir die schweigende Mehrheit im Land sind, der Punkt, an dem ich aufgehört habe, darauf Rücksicht zu nehmen, was wohl andere über mich und meine Meinung denken.

Sezession: Woran liegt es Ihrer Meinung nach, daß in diesem Falle eine Minderheit den öffentlichen Kampf um die Rolle der Frau prägt? Liegt dies am Zugang zum Machthaber, also: am Zugang zu den Medien?

Kelle: Nicht nur am Zugang zu den Medien, sondern auch zur Politik. In beiden Feldern dominieren Frauen, die entweder selbst kinderlos sind, oder das Lebensmodell »Kinder ja, aber Karriere geht weiter mit Hilfe von Fremdbetreuung«, favorisieren. Also der Typus von der Leyen und Co. Nun ist mir persönlich ja egal, wie andere Leute ihr Familienleben gestalten. Das Problem beginnt aber, wenn sie neben ihrem eigenen Weg keine anderen Wege zulassen. Gestern erst »twitterte« mir die Chefredakteurin eines Familienmagazins zu, mein Frauenbild verursache bei ihr »große körperliche Schmerzen«. Manchmal habe ich das Gefühl, es geht gar nicht mehr um die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau. Hier wird die Deutungshoheit über das einzig richtige Frauenleben mit allen Mitteln verteidigt, und wer in den Medien Präsenz hat, dominiert die Debatte.

Sezession: Über welche Kanäle der Gegenöffentlichkeit verfügen Sie?

Kelle: Na, offensichtlich inzwischen über einige. Es hat zwar ein paar Jahre gedauert, aber ich kann mich derzeit nicht darüber beschweren, medial ignoriert zu werden. Das Internet ist hier übrigens ein großartiges Medium. Es bricht die Dominanz von Chefredakteuren und Ressortleitern oder gar Leserbriefredakteuren. Jeder kann sich artikulieren und es über soziale Netzwerke teilen. Wenn Sie einmal das Beispiel meiner Kolumne »Dann mach doch die Bluse zu« zur Sexismus-Debatte bei *The European, Freie Welt* und *kath.net* im Januar diesen Jahres nehmen: Dieser Artikel gegen die *twitter*-Offensive *#aufschrei,* den vermutlich kein Printmagazin zu diesem Zeitpunkt gedruckt hätte, weil sich die deutschen Medien damals gerade einig waren, daß wir Frauen doch alle Opfer und alle Männer Täter seien – dieser Artikel ist innerhalb weniger Tage über 170000 Mal im Internet in sozialen Netzwerken wie Twitter und Facebook geteilt worden. Von solchen Leserzahlen träumt so manches Printmedium. Man kann also über das Internet die Schweigespiralen durchbrechen.

Sezession: Auch mit Ihrem Buch – das sicherlich aus PR-Gründen denselben Titel trägt wie Ihr Aufsatz vom Januar dieses Jahres – scheinen Sie die Mißachtungsmauer zu durchbrechen. Wer kauft das, wer ist der Durchschnittsleser?

Kelle: Genau kann ich das natürlich nicht sagen, der Handel meldet mir ja keine Steckbriefe. Anhand der zahlreichen Zuschriften, die ich bekomme, sind es viele Mütter und Hausfrauen. Ihre Briefe sind wie ein großes Aufatmen, daß sie endlich zur Kenntnis genommen werden. Wirklich viele enthalten den Satz: »Sie sprechen mir aus der Seele«. An zweiter Stelle sind es Familienväter oder Ehepaare, die gemeinsam schreiben und mir ihre Lebensgeschichten und Familienfotos zusenden. Sie berichten von ihrem Familienglück, von den finanziellen Entbehrungen, die sie aber jederzeit wieder für die Familie in Kauf nehmen würden. Viele ältere Frauen schreiben mir die Höhe ihrer Rente, nachdem sie drei, vier oder mehr Kinder großgezogen haben. Das ist eine Schande für unser Land! Dann schreibt noch die Gruppe der Singlefrauen, die gerne Familie hätte, sich aber einem ungeheuren Druck ausgesetzt sieht, beruflich erfolgreich zu sein, und Mühe hat, einen Mann zu finden, der



© Kerstin Pukall

eine Familie gründen will. Nicht unerheblich ist übrigens auch die Zahl der Zuschriften von Therapeuten und Erzieherinnen, die von Kinderschicksalen berichten, die sich in Krippen, Kitas und Arztpraxen abspielen. Sie alle sehen, wohin diese vermeintliche Familienpolitik hinführt, sie sehen die Probleme, berichten von Überforderung der Kinder. Der Stoff würde für ein zweites Buch reichen.

Sezession: Die Wochenzeitung *Junge Freiheit* bewirbt Ihr Buch intensiv, Sie selbst schreiben dort und nahmen jüngst den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten entgegen. Sehen Sie in dieser Zeitung und deren Umfeld (wozu ich als politischen Arm die AfD rechne) eine kommende Größe?

Kelle: Das sind zwei Fragen auf einmal. Die *Junge Freiheit* ist wichtig als Medium, das sich nicht dem medialen Mainstream unterwirft. Wir brauchen für einen ernsthaften Diskurs in Deutschland widerstreitende Positionen gerade auch in den Medien und soweit ich weiß, wird die *JF* dafür mit stetig steigenden Leserzahlen belohnt. Ob die AfD eine kommende Größe in unserem Land darstellen wird, muß sich noch zeigen, das kann ich nicht bewerten. Zu viele Parteien haben sich in den vergangenen Jahren neu formiert und nach kurzer Zeit wieder erledigt. Daß es die AfD aber innerhalb so kurzer Zeit fast auf Anhieb in den Bundestag geschafft hat, zeigt, daß es in der Bevölkerung doch eine große Unzufriedenheit gibt mit den etablierten Parteien, in denen viele Themen eben nur »alternativlos« gelöst werden.

Autorenporträt C.S. Lewis

von Johannes Ludwig

Anläßlich seines 50. Todestages am 22. November 2013 hat Clive Staples Lewis einen Gedenkstein in der »Poets' Corner« der »Westminster Abbey« erhalten. Es ist kein Zufall, daß dies auf eine private Initiative hin geschehen ist, die von der Abtei zwar geduldet, aber nicht unterstützt wird. Denn bei dieser bemerkenswerten Ehrung – Lewis steht damit in einer Reihe mit William Shakespeare, Charles Dickens und Jane Austen – handelt es sich um ein starkes Signal; ein Signal, das so gar nicht zur offiziellen Linie der Anglikanischen Kirche paßt, die in Streitfragen wie der Frauenordination und der Segnung homosexueller Paare sukzessiv traditionelle Positionen abräumt; ein Signal, das auch dem britischen Thronfolger nicht gefallen dürfte, der angekündigt hat, den dem englischen Königshaus im 16. Jahrhundert vom Papst verliehenen Titel *Defender of the Faith* im Namen des interreligiösen Dialogs in *Defender of Faith* umzuwandeln. In dieser Situation C.S. Lewis zu den großen Dichtern der englischen Nation zu schlagen, ist ein symbolischer Akt des Widerstandes.

Man würde Lewis nämlich unterschätzen, wenn man in ihm nicht mehr sähe als den Autor einer außerordentlich erfolgreichen Kinderbuchreihe, den *Chroniken von Narnia*. Im angelsächsischen Raum hat man ohnehin nie vergessen, daß er nicht nur Fantasy geschrieben hat, sondern auch literaturwissenschaftliche, philosophische und theologische Bücher. Die englischsprachige Sekundärliteratur über Lewis ist längst unüberschaubar geworden, und der wissenschaftliche Ritterschlag wurde ihm spätestens mit dem 2010 erschienenen *Cambridge Companion to C.S. Lewis* erteilt. In Deutschland ist das anders. Hier ist Lewis, von ein paar Evangelikalen und vereinzelten katholischen Denkern abgesehen, noch immer nahezu unbekannt. Nicht einmal die Kinoadaption seiner *Narnia*-Bücher hat daran wesentliches geändert. Dabei ist die Relevanz seines belletristischen und politisch-philosophischen Werkes eigentlich ungebrochen, was vor allem seine Gegner längst erkannt haben: Der bekennende Atheist und linke Fantasy-Autor Philip Pullman warnt regelmäßig vor Lewis, dessen Bücher »rektionären Hohn, Frauenfeindlichkeit und Rassismus« enthielten. Es existiert eine umfangreiche Gegenliteratur, die sich der Widerlegung einzelner Lewisscher Argumente oder gleich seiner ganzen Weltanschauung widmet.

»Wenn ich heute auf mein Leben zurückblicke, überrascht es mich, daß ich nicht in die entgegengesetzte Orthodoxie weiterging – daß aus mir kein linker, atheistischer, satirischer Intellektueller von der uns allen sattsam bekannten Art wurde.«

C.S. Lewis

Ein wesentlicher Grund dafür, daß Lewis von linker Seite als Feind so ernstgenommen wird, dürfte darin liegen, daß er selbst von links kam. 1898 in Belfast als Sohn eines zwar nicht streng puritanischen, aber doch religiösen Vaters geboren, wandte er sich schon als Jugendlicher vom Glauben seiner Vorfahren ab. Der Einfluß der Reste des Rationalismus des 19. Jahrhunderts einerseits, die sozialistische Atmosphäre unter den spät- und postviktorianischen Intellektuellen Englands andererseits ließen es dem Studenten Lewis als selbstverständlich erscheinen, daß ein intelligenter Mensch Atheist und Linker sein müsse. Lewis studierte in



Oxford Philosophie und englische Sprache, und erst nach Abschluß des Studiums und infolge eines beständigen Streitgespräches mit Freunden wie Owen Barfield und J.R.R. Tolkien erlebte Lewis seine »zweite Geburt« (Armin Mohler) als Konservativer und Verteidiger der abendländischen Tradition.

Die Herkunft aus dem linken und rationalistischen Lager prädestinierte ihn, zum »Apostel der Skeptiker« (Chad Walsh) zu werden; das umso mehr, als seine Bekehrung zum Christentum nicht abrupt erfolgte, sondern das Ende eines langwierigen Prozesses war, in dem Lewis einmal durch sämtliche modernen Häresien und philosophischen Moden hindurchging – und sie daher von innen kannte. Er identifizierte dabei einen 1789 vollzogenen Traditionsbruch in Europa, der im wesentlichen aber keine sozialen oder politischen, sondern kulturelle und geistige Ursachen gehabt habe. Deren Zentrum, so Lewis, sei eine in allen möglichen Spielarten – vom aufklärerischen Rationalismus über den marxistischen Materialismus bis zum sprachphilosophischen Konstruktivismus – vertretene Infragestellung der konkreten, erlebten Realität. Lewis entwickelte in Auseinandersetzung mit diesen erfahrungsfeindlichen Weltanschauungen eine ausgearbeitete erkenntnistheoretische Gegenlehre, die einen essentialistischen Standpunkt begründete. Im Kern stand die Auffassung, daß es sich bei der erfahrenen Realität um keine Illusion oder »Konstruktion« handle, sondern daß ein tatsächliches Erkennen der Wirklichkeit und ihrer Eigenschaften möglich sei.

»Liberalität in Dingen, die nicht von letzter Bedeutung sind, ist nützlich. Liberalität dagegen hinsichtlich der letzten Fundamente, der Theoretischen oder der Praktischen Vernunft, ist Schwachsinn.«

C.S. Lewis

Der entscheidende Fehler des modernen europäischen Denkens war aus Lewis' Sicht eine einseitige Orientierung an der Vernunft, die letztlich auf ihre eigene Abschaffung hinauslaufe. Die Geltung der Vernunft nämlich sei nicht ableit- oder begründbar, weil auf ihr jede Ableitung oder Begründung basiere. Lewis hielt das in erster Linie denjenigen materialistischen Denkweisen entgegen, die als Realität nur noch das anerkannten, was auf der Basis von physischen Kausalverknüpfungen beschrieben werden könne. Die damit verbundene Reduzierung der Wirklichkeit auf empirisch Faßbares entziehe sich aber selbst den Boden, weil sie in ihrer Konsequenz die Existenz der im eigenen Erklärungsversuch vorausgesetzten logischen Verknüpfung der Vernunft von Grund und Folge bestreite. Ein Denken, das die Gültigkeit des Denkens in Zweifel ziehe, sei aber nicht nur sinnlos, sondern habe auch fatale selbstzerstörerische Folgen. Der einzige philosophische Ausweg, der dann noch bleibe, sei der Nihilismus.

Für einen heroisch-nihilistischen Realismus, wie er in der Nachfolge Nietzsches bei Europas rechten Intellektuellen populär wurde, äußerte Lewis zwar Verständnis, er hielt die entsprechende Haltung aber für in-

konsequent. Die moderne »Barbarei der Reflexion« (Giambattista Vico) sei nämlich weder durch bloße Entscheidung noch durch eine Rückkehr in vormoderne Verhältnisse zu beseitigen, sondern nur durch gegenaufklärerische Grundlagenarbeit. Die Überreflexion sei entstanden als Folge eines Versuchs, gegen den reinen Materialismus den Wert der Subjektivität zu betonen. Zuerst im Idealismus, dann im Konstruktivismus habe man eine Analyse des menschlichen Innenlebens in Angriff genommen, deren Ergebnis die Behauptung gewesen sei, daß der Erkenntnisapparat des Menschen keinerlei zuverlässige Aussagen über die erfahrene Realität ermögliche. Für Lewis beruhte diese Auffassung auf einem gravierenden Denkfehler: Man habe vergessen, daß jede Erkenntnis aus zwei verschiedenen Akten zusammengesetzt sei, nämlich einem »betrachteten« Objekt und dem dabei »genossenen« Erkenntnisakt selbst. Der Konstruktivismus verwechsle das eine mit dem anderen und tue so, als könnte man das Erkennen von Objekten selbst, in der Innenschau, beobachten. Sobald aber während eines konkreten Erkenntnisaktes Selbstbeobachtung einsetze, sei das, was sie beobachten wollte, gar nicht mehr da, und übrig blieben nur noch Begleiterscheinungen des Bewußtseinsaktes wie Vorstellungsbilder, Gefühle oder Gehirnströme. Diese könne man natürlich analysieren, das habe aber gar nichts mehr mit dem ursprünglichen Erkenntnisakt zu tun: »It is as if we took out our eyes to look at them.« Es sei nun einmal unmöglich, gleichzeitig Schmerz zu empfinden und die Empfindung von Schmerz zu analysieren, und ebenso unmöglich sei es, die eigene Realitätswahrnehmung zu untersuchen, ohne den Charakter der Wahrnehmung dabei zu ändern. Erkenntnis von Wirklichkeit, so Lewis, sei nur möglich unter der Maßgabe, daß die – notwendig subjektive – Erfahrung uns tatsächlich Aufschluß über die objektive Wirklichkeit gebe.

Lewis hat beide Irrlehren – Materialismus wie Konstruktivismus – in zahlreichen Büchern und Aufsätzen bekämpft. Er richtete sich dabei nicht so sehr an ein philosophisch vorgebildetes Fachpublikum, sondern schrieb für die breite Öffentlichkeit. Ihm gelang es dabei, einen Stil zu entwickeln, der fast ohne Fachbegriffe und ohne Polemik auskam, und statt dessen in ruhigem Ton die Gründe darlegte, die für eine Orientierung an Tradition und gesundem Menschenverstand sprechen. Auch das belletristische Werk ist nicht von diesem Bestreben zu trennen, ja hatte dafür sogar herausgehobene Bedeutung. Denn Lewis war überzeugt, daß nicht nur die Vernunft, sondern auch die Imagination einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Wirklichkeit leiste, indem sie nämlich Bedeutungen sichtbar mache. Lewis war in diesem Punkt massiv beeinflußt von der Auffassung seines Freundes J.R.R. Tolkien von Kunst als »Zweitschöpfung«. Besonders die von Lewis und Tolkien in vieler Hinsicht erst erfundene Fantasy-Literatur sollte gegen die entmythologisierende Zeittendenz neue Mythen schaffen, verstanden als Geschichten, die qua Imagination eine rational niemals ganz einholbare Sinnvermittlung leisten. Nur die Imagination sei dazu imstande, weil nur durch sie die Kluft zwischen der konkreten Erfahrung von Realität und ihrer abstrakten Verallgemeinerung überbrückt werden könne.

»Das Kind verachtet wirkliche Wälder nicht, weil es von verzauberten gelesen hat; sondern das Gelesene läßt alle wirklichen Wälder ein wenig verzaubert erscheinen.«

C.S. Lewis

Mit diesem Konzept, das in den *Chroniken von Narnia,* aber auch in der für Erwachsene geschriebenen *Perelandra*-Trilogie umgesetzt wurde, hat Lewis den größten Erfolg gehabt. Kaum weniger erfolgreich allerdings war er als christlicher Apologet. Nach seiner 1931 erfolgten Konversion – übrigens nicht zum Katholizismus, sondern zum anglikanischen Protestantismus – trat er als Streiter für die allen Konfessionen gemeinsame Wahrheit der christlichen Lehre auf. Lewis tat dies in einer kritischen Phase der »Umformungskrise« (Emanuel Hirsch), in die das Christentum seit dem späten 18. Jahrhundert geraten war. Eine im Namen der Aufklärung vollzogene Entzauberung, Entmythologisierung und Entmetaphysierung der Wirklichkeit bildete ein weltanschauliches Gemenge, das die Anschlußfähigkeit der christlichen Lehre an das moderne Denken massiv infrage stellte. Die Theologie unternahm eine ganze Reihe von Lösungsversuchen für dieses Problem, ohne damit die immer weiter gehende Entkirchlichung aufhalten zu können. Das hing nicht nur damit zusammen, daß allzuoft ein Ausgleich zwischen Christentum und Moderne versucht wurde, der beidem nicht gerecht wurde, sondern auch und vor allem damit, daß die Theologie besonders im 20. Jahrhundert zunehmend nur noch wissenschaftliche Rückzugsgefechte führte. Damit verzichtete man

auf den traditionellen Absolutheitsanspruch des Christentums ebenso wie auf Breitenwirkung und hinterließ eine Lücke, die weitgehend von einem popularisierten Positivismus gefüllt wurde.

Lewis war überzeugt, genau diese Lücke mit Hilfe seiner philosophischen Überlegungen füllen zu können. Seine Hauptwirksamkeit in dieser Hinsicht setzte während des Zweiten Weltkriegs ein, als die BBC 1941, 1942 und 1944 vier Serien von Radioansprachen ausstrahlte, in denen Lewis die Grundlagen des christlichen Glaubens darstellte und die anschließend als *Christentum schlechthin* publiziert wurden. 1942 erschien außerdem die *Dienstanweisung an einen Unterteufel,* eine Geschichte, die während des Krieges spielt, als eigentliches Thema aber den wichtigeren Krieg zwischen Gott und Teufel behandelt, der in jedem einzelnen Menschen geführt werde. Lewis entfaltete darin sein großes Talent, kleinere wie größere Irrtümer – vom »historischen Jesus« über das angeblich abergläubische mittelalterliche Weltbild bis zu dem Glauben, Darwin habe die Existenz Gottes widerlegt – prägnant und einleuchtend aufs Korn zu nehmen. Die Folge waren zahlreiche Anfragen für Vorträge und Aufsätze zu allen möglichen Themen, darunter auch deutlicher Politisches. Lewis erarbeitete sich in diesem Zusammenhang eine ganze konservative Kulturkritik, am eindrücklichsten zusammengefaßt in *Die Abschaffung des Menschen.* Zuwider war ihm jeder Egalitarismus, sei es in ethischen, intellektuellen oder ästhetischen Fragen, und auch im Politischen hielt er Gleichheit höchstens als Sicherheitsvorkehrung für sinnvoll, da kein Mensch so gut und vertrauenswürdig sei, daß man ihm die absolute politische Macht in die Hände geben dürfe. Er verteidigte außerdem das Prinzip der Auslese, die zwar zu Grausamkeiten führen könne, aber gleichzeitig auch erst das Gute, Wahre und Schöne, dazu Demut, Bescheidenheit, Großzügigkeit und Bewunderung ermögliche. Lewis betonte damit die Notwendigkeit einer Elite, deren Zugehörigkeit allerdings mit einer besonderen Askeseanforderung verbunden sein müsse: Sie habe den Auserwählten größere Entbehrung und größere Demut abzuverlangen als dem Durchschnitt.

»Man könnte meinen, daß alle Menschen so gut wären, daß sie an der Regierung teilhaben sollten und so klug, daß der Staat auf sie hören sollte. Dies ist meiner Ansicht nach eine falsche, romantische Auffassung von Demokratie. Auf der anderen Seite kann man den gefallenen Menschen für so gefährlich halten, daß man ihm keinerlei unverantwortliche Macht über seine Mitmenschen anvertrauen sollte. Dies halte ich für den wahren Grund der Demokratie. Ich glaube nicht, daß Gott eine egalitaristische Welt geschaffen hat.«

C.S. Lewis

Aber auch theologisch hatte C.S. Lewis noch mehr zu bieten als die bloße breitenwirksame Weitergabe der Tradition. Er bezeichnete sich selbst als »empirischen Theisten«, der durch »Induktion« zu Gott gekommen sei. Ausschlaggebend war für ihn, den Liebhaber nordischer Mythen, die Erfahrung einer Sehnsucht, die viel Ähnlichkeit mit der vom Religionswissenschaftler Rudolf Otto beschriebenen Erfahrung des Heiligen als des »Ganz Anderen« hat: Es breche in die Alltagswelt ein, gehöre ihr aber nicht an. Wer diese Erfahrung ernstnehme, gerate zwangsläufig dahin, die Existenz eines transzendenten Sinngrundes anzuerkennen. Dieser Gottesbeweis – der unter dem Stichwort »argument from desire« längst Einzug in die angloamerikanische theologische Diskussion erhalten hat – war noch nicht exklusiv auf das Christentum bezogen. Dieses hielt er aber für die höchste Form religiöser Wahrheit, da es die Welt des Mythos mit der Welt des Logos ebenso in sich vereine wie die vorchristlichen – heidnischen wie jüdischen – Religionen. Diese liefen nämlich alle auf das zentrale christliche Ereignis – die Inkarnation – zu, das den heidnischen Mythos vom sterbenden und auferstehenden Gott sowie die jüdischen Messiaserwartungen erfüllt und übertroffen habe und das zugleich »Mythos« und historisches »Faktum« gewesen sei.

Die konservative Positionierung von C.S. Lewis und seine Fähigkeit, komplizierte Dinge verständlich und publikumswirksam zu behandeln, waren mit dafür verantwortlich, daß er erst 1954, neun Jahre vor seinem Tod, eine Professur erhielt. Die postmoderne Entsorgung der Wahrheitsfrage, deren Bekämpfung er sein ganzes Leben widmete, war schon zu seiner Zeit an den Fakultäten beliebt und gerade dabei, in der Philosophie ihren Siegeszug anzutreten. Heute sind wir am vorläufigen Höhepunkt dieses Siegeszuges angelangt. Jeder neuerliche Kampf gegen die Konstruktivismen unserer Zeit kann auf Lewis als mächtigen Verbündeten und Vordenker zurückgreifen. Und jeder Christ, egal ob Katholik oder Protestant, darf in Lewis nicht nur eine Argumentationshilfe sehen, sondern vielmehr einen Denker, der das Zeug zum modernen Kirchenvater hätte. Wer jedenfalls den theologischen Betrieb der Gegenwart mit seinen subjektivitätstheologischen Glasperlenspielen und wer die Kirche mit ihrem immer weitergehenden Traditionsabbruch nur ein wenig kennt, wird den Wert des Lewisschen Werkes kaum hoch genug schätzen können.

Auswahlbibliographie C.S. Lewis:

Über den Schmerz [1940], Köln 1954;

Dienstanweisung an einen Unterteufel [1942], Freiburg i.Br. 1958;

Die Abschaffung des Menschen [1943], Einsiedeln 1979;

Die große Scheidung [1945], Köln/Olten 1955;

Wunder [1947], Köln/Olten 1952;

Die Chroniken von Narnia [1950–56], Freiburg i.Br. 1956–58;

Christentum schlechthin [1952], Köln/Olten 1956.

Überrascht von Freude [1955], Wuppertal 1968.

Sekundärliteratur:

Norbert Feinendegen: *Denk-Weg zu Christus. C.S. Lewis als kritischer Denker der Moderne,* Regensburg 2008;

Gisbert Kranz: *C.S. Lewis. Studien zu Leben und Werk,* Bonn 1974;

Robert MacSwain/Michael Ward: *The Cambridge Companion to C.S. Lewis,* Cambridge 2010.

Die Enteignung des Denkens

von Thor v. Waldstein

Die Rundumwohlfühlgesellschaft, in der wir leben, setzt ihre Bürger nur allzu gerne der Illusion aus, sie seien, die regelmäßige Nutzung der allgegenwärtigen elektronisch-digitalen Geräte unterstellt, glänzend über den äußeren Rahmen ihres Daseins im Bilde. Gleichwohl macht man immer häufiger die Beobachtung, daß kaum noch ein Gespräch mit einem solcherart vollinformierten Zeitgenossen Ertrag verspricht. Statt überzeugend-fundierten, womöglich sogar originellen Ansichten begegnet man allenthalben demselben medial nacherinnerten »Talk«-Sermon, denselben Sprechblasen, den immergleichen Platitüden. Diese entspringen nicht dem Denken eines freien Menschen, sondern dem Bestreben eines außengesteuerten Individuums, die Erwartungen eines von ihm aktuell als Mehrheitsmeinung wahrgenommenen Neusprechs möglichst genau zu erfüllen und alles zu vermeiden, was dem Eindruck Vorschub leisten könnte, man wolle sich der Konsensdressur entziehen und den massenpsychologisch zusammengezimmerten Machtanspruch der öffentlichen Meinung in Zweifel ziehen. Dabei muß das treffende Gleichnis von Michael Klonovsky, moderne Gesellschaften glichen Schafherden, die von Journalisten umbellt würden, um die Beobachtung erweitert werden, daß viele Schafe selbst ohne solches Gebell zu ahnen scheinen, welchen Teil der Weide man besser nicht betritt. Dieses Phänomen ist ganz intelligenzunabhängig und läßt sich soziologisch auf keine bestimmte Schicht der Bevölkerung begrenzen. Ganz im Gegenteil: »In einer Zeit, die in der Angst vor dem Denken lebt« (Martin Heidegger), hat es häufig den Anschein, als ob mit Zunahme der von »Vater Staat« ausgereichten akademischen Formalbildung und der stärkeren Prägung durch ein wissenschaftliches Umfeld die Gleichschaltungstendenzen auf allen geistigen Gebieten zunehmen. Von der Anpassungssucht an die Dogmen unserer Zeit befallen ist also keineswegs nur Lieschen Müller, sondern gerade auch – Dr. Lieschen Müller. In einem Lande wie Deutschland, das einst als »Volk der Denker« galt und dessen wichtigste zukunftsträchtige Ressource das geistige Leistungsvermögen seiner Bürger, die Fähigkeit zur »schöpferischen Zerstörung« (Joseph Schumpeter), ist, muß ein solcher Zerfall geistiger Selbstbestimmung besonders erschrecken; daß es in anderen Ländern ähnlich oder gar noch schlimmer aussehen mag, kann daher wenig trösten. Welche Ursachen kann man für diese immer mehr um sich greifende Enteignung des Denkens benennen und welches sind deren konkrete Erscheinungsformen, insbesondere unter Berücksichtigung der fortschreitenden Digitalisierung unseres Lebens?

www.michael-klonovsky.de

Heinrich W. Petzet (Hrsg.): *Martin Heidegger/ Erhart Kästner, Briefwechsel 1953 bis 1974*, Frankfurt a. M. 1986, S. 83 (Brief Heideggers vom 11.3.1966)

Seit der Entfremdung des Menschen von der Natur und der mit der wachsenden Industrialisierung verbundenen Verstädterung gegen Ende des 19. Jahrhunderts setzte eine Entwicklung ein, die heute noch als nicht abgeschlossen erscheint: die Heraufkunft des Massenmenschen und dessen Eigenart, nach und nach krakenartig alle Kulturgüter, alle seelischen Bestände und jegliche Art geistiger Wahrnehmungstechnik in den Bann-

kreis seiner nivellierenden Denkschablonen zu ziehen. Nichts scheint dem
Individuum im Zeitalter der Masse wichtiger, als dem zu entsprechen, was
die anderen zu denken und zu fühlen scheinen. Wie Baumwipfel im Sturm
werden die Ansichten und das soziale Prestige, das mit dem Äußern sol-
cher Ansichten verbunden ist, von Mächten hin und her gewogen, de-
nen der atomisierte Einzelmensch zu folgen gut beraten ist, will er nicht
in der Isolation enden. Je gleichförmiger die Individuen diesem massen-
psychologisch äußerst effizienten Windkanal und der stimulierenden Wir-
kung ständig wechselnder Leidenschaften ausgesetzt werden, desto stär-
ker wächst die Vergötterung der Zahl und der Glaube daran, die Wahrheit
und das Wissen um den rechten Weg sei stets bei den vielen. Die Ermitt-
lung dessen, was viele und was nur wenige zu denken scheinen, überläßt
man der Demoskopie (von griech.: *demos* = Volk + *skopos* = Aufseher),
einer der wichtigsten Herrschaftstechniken des 20. Jahrhunderts. Wie
die Spartaner im antiken Griechenland das Orakel von Delphi befragten
und dessen Weissagungen für bare Münze nahmen, so blickt der moderne
Massenmensch auf die vermeintlich aussagefähigen und vertrauenswürdi-
gen Ergebnisse demoskopischer Umfragen. Dieses Abhängigkeitsverhält-
nis, in das sich der einzelne – unter Aufgabe eigener geistiger Selbstbestim-
mung – durch seinen blinden Glauben an die Mehrheit begeben hat, macht
deutlich, warum der Kampf um die öffentliche Meinung auch heute noch
das Herzstück politischer Auseinandersetzungen darstellt.

In der Nachfolge des Klassikers zu diesem Thema, dem fulminant-
prophetischen Werk von Alexis de Tocqueville *Über die Demokratie in
Amerika* (1835/1840), haben kluge Autoren den Prozeß dieser geistigen
Fremdbestimmung im 20. Jahrhundert bis in die feinsten Verästelungen
beschrieben. Gustave Le Bon beobachtete in seinem Werk *Psychologie
der Massen* (1895) als die Hauptmerkmale des einzelnen in der Masse:
»Schwinden der bewußten Persönlichkeit, Vorherrschaft des unbewuß-
ten Wesens, Leitung der Gedanken und Gefühle durch Beeinflussung und
Übertragung in der gleichen Richtung, Neigung zur unverzüglichen Ver-
wirklichung der eingeflößten Ideen. Der Einzelne ist nicht mehr er selbst,
er ist ein Automat geworden, dessen Betrieb sein Wille nicht mehr in der
Gewalt hat.« Eines der wesentlichen Charakteristika des Massenmen-
schen sei seine Leichtgläubigkeit und sein völliger Mangel an kritischem
Geist. Seine Handlungen stünden »viel öfter unter dem Einfluß des Rük-
kenmarks als unter dem des Gehirns«. In seinem Buch, von dem – nicht
zufällig – Adolf Hitler fasziniert war und das als Blaupause nationalso-
zialistischer Massenbeherrschung gelesen werden kann, spricht Le Bon
von den »Kollektivhalluzinationen« einer Masse, die in Bildern denke und
dadurch zu einem »Spielball aller äußeren Reize« werde. José Ortega y
Gasset prangerte in seinem *Aufstand der Massen* (1929) die Herrschaft
der »gewöhnlichen Seele« an, die »sich über ihre Gewöhnlichkeit klar ist,
aber die Unverfrorenheit besitzt, für das Recht der Gewöhnlichkeit einzu-
treten und es überall durchzusetzen.« Der Massenmensch, der selbstän-
dig nicht denken könne und noch nicht einmal wisse, was selbständiges
Denken sei, sei der »Triumphator des Jahrhunderts«, dessen Erfolge frei-
lich erst durch die Fahnenflucht der Eliten erklärbar würden. David Ries-
man schichtete in seinem Werk *Die einsame Masse* (1950) den heutigen,
spätestens seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts alles beherrschen-
den »außengeleiteten Mensch« ab von dem früheren, von einem eigenen
Ethos bestimmten »innengeleiteten Menschen«, der etwa vom 16. bis zum
19. Jahrhundert lebte, und dem von Mythen, Bräuchen und (Natur-)Re-
ligionen geleiteten »traditionellen Menschen«, wie er in Europa vor der
Renaissance lebte und heute noch bei Naturvölkern in abgelegenen Ur-
wäldern gefunden werden kann. Jener moderne »außengeleitete Mensch«
werde von Kindesbeinen an dazu erzogen, »zwar weniger auf offen zutage
tretende Autorität, dafür aber umso mehr auf die feineren und nichts-
destoweniger einengenden zwischenmenschlichen Erwartungen zu reagie-
ren.« Hendrik de Man definierte in *Vermassung und Kulturverfall* (1951)
die Masse als »Quantität ohne Qualität. Sie ist im Hegelschen Sinne nicht
Subjekt, sondern Objekt: Auch wenn sie glaubt zu schieben, wird sie noch
geschoben.« Die Massen seien »technologisch aus der Mechanisierung,
ökonomisch aus der Standardisierung, soziologisch aus der Anhäufung
und politisch aus der Demokratie« entstanden. Nicht umsonst werde der
»Infantilismus der Massenseele« von laufend wechselnden Moden bedient.

Alexis de Tocqueville: *Über die Demokratie in Amerika, 1835/1840*, 2 Bde, Zürich 1987

Gustave Le Bon: *Psychologie der Massen,* Stuttgart 1911

José Ortega y Gasset: *Der Aufstand der Massen,* Stuttgart 1931

David Riesman: *Die einsame Masse,* Reinbek 1958

Hendrik de Man: *Vermassung und Kulturverfall,* Bern 1951

Arnold Gehlen: »Die Seele im technischen Zeitalter« (1957), in: Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.): *Arnold Gehlen, Gesamtausgabe,* Band 6, Frankfurt a.M. 2004

Arnold Gehlen schließlich hat in seinem Werk *Die Seele im technischen Zeitalter* (1957) die Vermessenheit jener »Fachmenschen ohne Geist« und »Genußmenschen ohne Herz« (Max Weber), wie sie auch im 21. Jahrhundert auf Schritt und Tritt zu beobachten ist, präzise beschrieben: »eine von der Industrie umgeschaffene, durchtechnisierte Außenwelt, in der sich Millionen von ichbetonten, selbstbewußten und auf Anreicherung ihres Erlebens bedachten Menschen bewegen und für die das folgenlose, verpflichtungslose Lebendigwerden an irgendwelchen ganz beliebigen Reizen und Eindrücken kein Problem enthält, nichts fragwürdiges ist: Modus der Selbstverständlichkeit.«

Botho Strauß: »Herrschen und nicht beherrschen« (2011), in: ders.: *Der Aufstand gegen die sekundäre Welt,* 2. Aufl., München 2012

Beobachtet man den heutigen durchdigitalisierten Zeitgenossen, wird man feststellen müssen, daß sich jener ort- und ziellose Erlebnishunger ebenso noch gesteigert hat wie die bisweilen schier unglaubliche Ichverpanzerung solcher Individuen. Mitunter hat es den Eindruck, als ob in dieser Spaßgesellschaft nichts hinderlicher sein könnte als selbständiges Denken. Die »Animierten sine anima« (Botho Strauß), die das Verschwinden der Ruhe aus ihrem Leben nicht beklagen, sondern aus Furcht vor Langeweile begrüßen, werden so stark von den Einsen und den Nullen und dem von ihnen ausgelösten Schnellfeuer-Aufmerksamkeitswechsel angezogen und gefesselt, daß die Frage, inwieweit der Nutzer das Gesehene überhaupt noch geistig zu reflektieren in der Lage sei, beinahe schon drollig-antiquiert erscheint. Die Geistverlassenheit, die Gedankenflüchtigkeit, der Verlust von Muße und Urteilskraft – das ist die Signatur eines Zeitalters, das noch wie keines zuvor unduldsam ist gegen den, der es wagen sollte, dem unschöpferischen *mainstream* beim »Absondern seiner Fertigteil-Sprache« (Botho Strauß) Widerpart zu bieten. Konnte man es früher als Kompliment auffassen, als »Zeitablehnungsgenie« (Heine über Goethe) bezeichnet zu werden, so muß man sich heute zweimal überlegen, ob es tunlich ist, sich mit der »Beliebigkeitsbarbarei« (Frank Lisson) anzulegen und dieser zu offenbaren, daß man zu all ihren Anmaßungen stichhaltige *obiter dicta* bereit hält, die das Kartenhaus der Vergnügungsregenten schnell zum Einsturz bringen könnten. Durch die Fortschritte der modernen Computer- und Kommunikationstechnik, die weltweite Vernetzung und die explosionsartige Verbreitung der omnipräsenten Ohr-, Augen- und Fingerfesseln (Handy, Laptop, Notebook, I-Phone, I-Pad, I-

Frank Lisson: *Homo Viator,* Schnellroda 2013







Digital Demente, ein Führer und eine hammerharte Sezessionistin – letztere auf dem Weg zur Wiederaneignung des Denkens

Pod und sonstige ichzentrierende Zeitvernichtungsinstrumente) ist dieser Prozeß der Auflösung eigenständigen Denkens in den vergangenen 15 Jahren in erstaunlicher Weise forciert worden.

Das gilt gerade für die »Generation Google«, also die Alterskohorten der seit Anfang der 1990er Jahre sozialisierten Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die mit dem elektronischen Schnuller aufgewachsen ist. In diesem Umfeld hat »Googeln«, »Twittern«, »eMail-checken« oder Warten auf »neue Nachrichten« fast so einen Kultstatus wie der Klampfenklang der Wandervogelgeneration 100 Jahre zuvor. Durch diese nicht selten suchtartige Abhängigkeit von der elektronischen Apparatur droht eine Situation, bei der es zur Enteignung des Denkens schon gar nicht mehr kommen kann, weil zuvor eine Aneignung dessen, was denken heißt, nie stattgefunden hat. Denken ist nämlich gerade nicht Konsumieren von Informationen, das passiv-rezeptive Reagieren auf das, was eine Maschine vorgibt. Denken besteht nicht in einem elektronischen Zusammensuchen dessen, was Algorithmenzufälle auf den Bildschirm zaubern. Und mit Denken hat es auch nichts zu tun, sich durch Klicken auf Hyperlinks, auf

»gefällt-mir«-Knöpfe, durch Internetsurfen oder anderweitiges Herumgezappe die Konzentration (zer)stören zu lassen. Dabei sind es gerade die von der wachsenden Rechnerpotenz befeuerte Geschwindigkeit der elektronischen Abläufe und die von ihr ausgelöste, nachgerade orgiastische Informationsflut, die einem wirklichen Verstehen, einem echten Aneignen geistiger Inhalte entgegensteht. Denn das Geheimnis des Denkens und des geistig Schöpferischen ist die Versenkung in die Materie, ist die ungeteilte Hingabe an einen Stoff. Und eine solche konzentrative Kraft wächst nur dem zu, der sich ein sinnliches Verhältnis zur Stille bewahrt hat. Das Netz ist demgegenüber in erster Linie ein grundbeschleunigtes Medium für rasantes Vergessen: Statt im entschleunigten Studierzimmer mit Papier und Bleistift zu lesen oder sich bei einem Waldspaziergang geistig zu beleben, ist der moderne *homo electronicus* gefangen von dem sekündlichen Wechsel von Bildern und Buchstaben, die aber nicht haften bleiben können, weil ein Raster fehlt, in das diese Informationen eingeordnet werden könnten. Damit verbunden ist ein regelrechter Fetisch der Oberflächlichkeit, der diejenigen, die von ihm gefangen sind, aber nicht daran hindert, sich den Verstehensillusionen unserer Zeit hinzugeben. Dieser fortschreitende Prozeß geistiger Fremdbestimmung kennzeichnet das »Ausschließungsverhältnis von Informiertheit und Weisheit« (Reinhard Falter), das zum Schicksal der »Info-Dementen« (Botho Strauß) zu werden droht. Stefan George hatte schon vor dem Ersten Weltkrieg mit Blick auf die USA von einer »Verameisung der Erde« gewarnt, und manches spricht dafür, daß dieser Siegeszug des amerikanisierten Einheitsmenschen in dem Bescheidwisserathleten neuerer digitaler Prägung seine würdige Fortsetzung erhält. Dieser herandräuende, powerpointberieselte und photopostende Multitaskingtyp, dessen Ahnungslosigkeit nur noch von seiner Blauäugigkeit überboten wird, kann sich häufig noch nicht einmal vorstellen, wieviel Fleiß und Zeit man benötigt, um sich jenes faktengesättigte Wissen anzueignen, auf dessen Grundlage man überhaupt erst imstande ist, sich eine eigene, von dem Illusionstheater der Medien freie Meinung zu verschaffen. Noch weniger hat der mit Computermainstreamflüssigbrei aufgezogene Zeitgenosse eine Ahnung davon, wieviel Mut und Opfer man einzusetzen bereit sein muß, um eine solche originäre Meinung gegen eine elektronisch im wahrsten Sinne des Wortes »angesagte« *communis opinio* zu vertreten, die dergleichen nicht nur nicht hören mag, sondern deren Wächter alles dafür tun, eine solche unabhängige Meinung zum Verstummen zu bringen.

Reinhard Falter: *Natur prägt Kultur,* München 2006

Wer sich gegenüber den Segnungen der Computer- und Kommunikationsindustrie kritisch äußert und die wikiverflüssigte »Weisheit der Vielen« (kennzeichnenderweise ein Begriff aus der modernen Bienenforschung – »collective wisdom«) für eine *contradictio in adiecto* hält, muß sich vorsehen. Nur allzu leicht kommt man in den Geruch des Maschinenstürmers, der nicht begreifen will, daß sich – wie es schicksalsergeben-schön heißt – der Fortschritt nicht aufhalten läßt. Gegenwind erfährt diese blinde Technikgläubigkeit aber gerade von den neuesten neurologischen Forschungen, die deutlich gemacht haben, wo die *digital natives* am Ende landen werden, wenn die Kapitulation des Geistes vor der schönen neuen Elektronikwelt vollendet werden sollte. Der Hirnforscher Manfred Spitzer spricht in diesem Zusammenhang von einer »digitalen Demenz« und hält Computer »zum Lernen für genauso dringend nötig wie ein Fahrrad zum Schwimmen oder ein Röntgengerät, um Schuhe auszuprobieren.« Der Autor warnt vor den Verwüstungen, die die elektronische Unterforderung der originären geistigen Anlagen eines Jugendlichen verursacht (Nichtherausbilden von Synapsen). Wer wie der heutige digitale Ureinwohner an seinem 21. Geburtstag durchschnittlich 250000 E-Mails oder SMS gesendet bzw. empfangen und 10000 Stunden mit seinem Handy verbracht habe und 3500 Stunden in »sozialen« Netzwerken wie z.B. Facebook »unterwegs« gewesen sei, leide nicht nur häufiger unter Schlafstörungen und beschädige seine Traumwelten, er zerstöre vielfach seine Lese- und Konzentrationsfähigkeit und intellektuelle Ausdauer. Aber auch von geisteswissenschaftlicher Seite gerät die – bei einer wachsenden Zahl struktureller Analphabeten von derzeit 7,5 Mio. in Deutschland – von der Computerindustrie massiv betriebene Digitalisierung aller Lebensbereiche unter Druck: So kennzeichnet der Heidelberger Editionswissenschaftler Roland Reuß die Physiognomie unserer elektronisch-di-

Bert Hölldobler/Edward O. Wilson: *Der Superorganismus – Der Erfolg von Ameisen, Bienen, Wespen und Termiten,* Heidelberg 2010

Manfred Spitzer: *Digitale Demenz – Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen,* München 2012

gitalen Gegenwart als eine »Verklumpung von Digitaltechnologie, Bürokratie, Kontrollbedürfnis und subjektiver Totalverblendung«. Hinter der Eliminierung des Buches und der Liquidierung konzernunabhängiger Verlage erkennt Reuß den »– im genauen Sinn des Wortes – geistesgestörte(n) Ausgriff von Technik-Unternehmen und staatlicher Dienstleistungsbürokratie auf die kulturelle Produktion der Zeit.«

Roland Reuß: *Ende der Hypnose – Vom Netz und zum Buch,* Frankfurt a.M. und Basel 2012

Trotz dieser kritischen Stimmen spricht manches dafür, daß die elektronische Karawane weiterzieht und die Digitalisierung sich ins Unvorstellbare steigern könnte. Das dürfte nicht nur zu einem (weiter) wachsenden Konformitätsdruck und zu einer Ausweitung der heute schon mehr als ausreichend dimensionierten intellektuellen Flachwasserzone führen. Zu erwarten ist auch, daß die Privatheit, nach Ansicht des Facebook-Geschäftemachers Mark Zuckerberg »eine obsolet gewordene soziale Norm«, und die Diskretion durch den herrschenden Transparenzwahn weiter zerstört werden. Die medial inszenierte Intimität und ein unendlich narzisstisches Geschwätz werden dagegen von den geschilderten Entwicklungen ebenso befördert werden wie die sonstigen psychischen Stripteaseveranstaltungen in irgendwelchen TV-Shows oder Internetforen. Nicht vergessen werden darf schließlich der Machtanspruch des Denunzianten, dessen Erfolgsrezept, die Beschädigung und Zerstörung von Existenzen durch Verbreitung von unbewiesenen Gerüchten und Halbwahrheiten, noch nie so zielführend umgesetzt werden konnte, wie durch aus dem Anonymen heraus geführte Internet- und elektronische Rundbrief-»Aktionen«. Daß all dies der Fähigkeit zu selbständigem Denken und dem Mut zu darauf aufbauendem ungehindertem Äußern einer wahrhaft freien, eigenen Meinung, beides essentielle geistige Vorgänge in einer echten Demokratie, die noch nicht auf das »Papierformat der Freiheit« (Johann Braun) eingedampft wurde, zuträglich ist, steht nicht zu erwarten. Eine Republik benötigt aber wie das Salz zum Leben die Erörterung der öffentlichen Sache, der *res publica.* Wird diese *res publica* »durch die Annahme verdrängt, gesellschaftlicher Sinn erwachse aus dem Gefühlsleben der Individuen« (Richard Sennett), existiert keine Republik mehr, sondern ein granatapfelähnliches Konglomerat von Millionen von Einzelindividuen, die nebeneinander herleben, die vielleicht noch gewisse konsumkontaminierte Lebensstile verbindet (»Generation Golf«, »Generation Harry Potter«, usw.), die aber gerade nicht in der Lage sind, mit einer Stimme für die jeweilige Entität (Familie, Dorf, Volk, Staat) zu sprechen. In einer solcherart atomisierten, einen Gemeinschaftswillen zu artikulieren unfähigen Masse und mit dem damit einhergehenden »Fall of the Public Man« (Richard Sennett) wird die Manipulation, nach Arnold Gehlen die Kunst, »jemanden zu einem Zweck zu gebrauchen, den er nicht kennt«, einem neuen ungeahnten Frühling entgegensehen, von dem die Propaganda-Nachtgestalten des 20.Jahrhunderts nur träumen konnten. Wie stets in der Geschichte wird es aber auch freie Geister geben, die sich den Machtanmaßungen der elektronischen Moderne zu entziehen wissen und die in dem Meer der sie umgebenden Leichtgläubigkeit ihren ureigenen Kurs segeln. Vieles spricht dafür, daß der Einfluß solcher unabhängig denkender Köpfe auf die außengesteuerten »Luxusfellachen« (Martin Lichtmesz) zunehmen dürfte. In einem *Spiegel*-Interview aus dem Jahre 1982 hatte Ernst Jünger zu diesem Zusammenhang bemerkt: »Es kommt nämlich vor, daß mich junge Leute besuchen, die mich außerordentlich erstaunen und bei mir die Theorie aufkommen lassen, daß trotz und gerade wegen der Vermassung Eliten an Qualität gewinnen. Das ist wie einst in Alexandria, wie in hellenistischen Zeiten.« Eine solcherart bewahrte geistige Unabhängigkeit, Ernst Jünger hatte sie 1951 in der Figur des »Waldgängers«, Botho Strauß hat sie jüngst im Typus des »Außenseiters« personifiziert, muß sich freilich, will sie dem Geschehen in die Speichen greifen, in den häßlichen Debattenkult der Öffentlichkeit einmischen. Der Rückzug in die Einsamkeit, er mag noch so ästhetisch-gescheit begründet sein, ist eine esoterisch-politikferne Position, die einigen wenigen denkerischen Koryphäen vorbehalten bleiben mag; den übrigen, die nicht gewillt sind, ihr Leben und dasjenige ihrer Nachfahren den Tyrannenallüren des Massenmenschen zu überlassen, wird man die Kärrnerarbeit des »starken langsamen Bohrens von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich«, wie Max Weber 1919 das Wesen politischen Handelns bestimmte, auch im elektronisch-digitalen Zeitalter nicht ersparen können.

Johann Braun: *Wahn und Wirklichkeit – Über die innere Verfassung der Bundesrepublik Deutschland,* Tübingen 2008

Richard Sennett: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens – Die Tyrannei der Intimität,* Frankfurt 1983

Ernst Jünger: »Ein Bruderschaftstrinken mit dem Tod«, in: *Der Spiegel* Nr. 33/1982, S. 10

Ernst Jünger: *Der Waldgang* (1951), 9. Auflage Stuttgart 1995

Botho Strauß: *Lichter des Toren,* München 2013

Max Weber: *Politik als Beruf* (1919), Stuttgart 1992

Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Thomas Bargatzky, 1946, lehrte als Professor für Ethnologie an der Universität Bayreuth und ist seit 2011 emeritiert.
Mythos, Weg und Welthaus. Erfahrungsreligion als Kultus und Alltag, Münster 2007

Siegfried Gerlich, 1967, arbeitet freischaffend als Autor und Pianist.
Richard Wagner. Die Frage nach dem Deutschen, Wien 2013

Sebastian Hennig, 1972, studierte Malerei und Graphik und ist seit 1999 freischaffend tätig als bildender Künstler und freier Publizist.

Manfred Kleine-Hartlage, 1966, ist Diplom-Sozialwissenschaftler in der Fachrichtung Politische Wissenschaft. Er veröffentlicht regelmäßig aktuelle politische Kommentare, Analysen und Essays in seinem Internet-Blog www.korrektheiten.com.
Die liberale Gesellschaft und ihr Ende. Über den Selbstmord eines Systems, Schnellroda 2013

Ellen Kositza, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.
Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession.*

Dr. Erik Lehnert, 1975, promovierter Philosoph, arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).
Herausgeber des *Staatspolitischen Handbuchs* (bald vier Bände)

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.
Die Verteidigung des Eigenen. Fünf Traktate, Schnellroda 2011

Frank Lisson, 1970, ist freier Autor und schreibt Sachbücher, Romane, Features und Hörspiele mit dem Schwerpunkt Kulturphilosophie.
Homo viator. Die Macht der Tendenzen, Schnellroda 2013

Johannes Ludwig, 1988, ist Leutnant im Bataillon für Operative Information und plant eine grundlegende Studie über die Ethik des Dronenkrieges.

Dr. Stefan Scheil, 1963, Studium der Geschichte und Philosophie, promoviert als Historiker.
Polen 1939, Schnellroda 2013
Transatlantische Wechselwirkungen, Berlin 2012

Thomas Schmidt, 1978, ist Politikwissenschaftler und betreibt das Netz-Tagebuch *ernstfall.org.*

Dr. Dr. Thor v. Waldstein, 1959, studierte Rechtswissenschaften, Geschichte, Philosophie, Politikwissenschaft und Soziologie und arbeitet als Rechtsanwalt.
Der Beutewert des Staates – Carl Schmitt und der Pluralismus, Graz 2008

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, promovierter Historiker, unterrichtet an einem Gymnasium und ist Wissenschaftlicher Leiter des Instituts für Staatspolitik.
GegenAufklärung. Gedankensplitter. Notate. Sentenzen, Berlin 2013

Benjamin Jahn Zschocke, 1986, lebt und arbeitet als freischaffender Künstler in Chemnitz, Berlin und Buenos Aires. www. benjaminjahnzschocke.de

Weltverlorenheit – Eine Pathogenese der Misanthropie

von Frank Lisson

Obwohl es unter den geistigen und technischen Bedingungen der modernen Zivilisation immer mehr Anlässe gibt, aus der Welt zu fallen, kommt es immer seltener dazu. Die Weltverlorenheit und Weltfremdheit hat paradoxerweise in dem Maße abgenommen, wie die Welt komplexer und unbegreiflicher geworden ist.

Indes bleibt die Frage, warum es seit jeher Menschen gibt, die von der Welt Abstand nehmen und den Umgang mit ihren Mitmenschen meiden. Das waren stets nicht viele, und sie werden gern als schrullige Miesepeter verlacht oder gar angefeindet, weil sie sich der Gesellschaft mit dem Argument entziehen, sie seien von »anderer Art«, was sie daran hindere, sich an den menschlichen Gepflogenheiten zu beteiligen. Sie ziehen sich aus der Gesellschaft zurück, weil sie die Diskrepanz zwischen den Möglichkeiten des Menschseins und der praktizierten Wirklichkeit nicht ertragen können. Sie schauen auf die Welt, machen ihre Erfahrungen und vergleichen das Gesehene und Erlebte mit den Anforderungen, die sie an sich selbst und an die Menschen stellen. Diese wenigen unterscheiden sich vom Rest der Gesellschaft dadurch, daß sie über das Absurde und Mangelhafte nicht einfach hinwegsehen können, sondern schwer daran tragen, weil es ihnen an Gleichgültigkeit fehlt.

Solche Menschen hat es zu allen Zeiten gegeben – im Altertum ebenso wie im Abendland. Heraklit ist ein berühmter Name, und natürlich Timon von Athen, dem Shakespeare ein literarisches Denkmal setzte. Der späte Petrarca gehört zu den Weltflüchtigen des Mittelalters, Molière zeichnete ein genaues Bild des »Menschenfeindes« im 17. Jahrhundert und Ibsen thematisierte dieses Phänomen in *Die Wildente* und *Ein Volksfeind* für das späte 19. Jahrhundert.

»An menschlichen Gebrechen fehlte es auch in Athen nicht; Eigennutz und Neid, Verleumdung und Hinterhältigkeit, rücksichtsloser Egoismus und brutale Gewaltsamkeit, Verlogenheit und Betrug, hohles Prahlen und niedere Schmeichelei, Aberglaube und Frivolität trieben auch in der attischen Gesellschaft ihr Spiel.«

Eduard Meyer: *Geschichte des Altertums*, Darmstadt 1954

Tatsächlich sind Weltverlorenheit, Misanthropie und Menschenflucht zutiefst »kulturelle« Phänomene, die im Zustand der »Natur« genausowenig vorkommen wie in der »Zivilisation«. Deshalb spielt das Thema Misanthropie heutzutage öffentlich auch keine Rolle mehr. In der »Natur« war Menschenflucht unmöglich, weil nur die Gruppe das Überleben des Einzelnen sicherte, in der »Zivilisation« ist sie es, weil die Massengesellschaft keine echte Individualität duldet und jeden davon abhält, eine solche zu entwickeln. Daher wissen die meisten Menschen in der »Zivilisation« mit Weltverlorenheit auch gar nichts anzufangen oder verwechseln sie mit bloßem Gesellschaftsüberdruß. Doch handelt es sich bei der Misanthropie stets um das Ergebnis einer tiefen Enttäuschung überhöhter Erwartungen an den Menschen – was solche Erwartungen aber überhaupt erst einmal voraussetzt. »Wer mit vierzig Jahren noch kein Misanthrop ist, hat die Menschen nie geliebt«, bemerkte Nicolas Chamfort und deutete damit auf den leicht und gern übersehenen Kern des Problems: die Liebe zum Menschen ist der eigentliche Grund des Leidens am Menschen.

»Mensch« meint hier natürlich die großen Möglichkeiten, die im Menschen schlummern. Weil diese Möglichkeiten aber niemals ausgeschöpft werden können, bilanzierte Voltaire: »Da ich nun einmal nicht imstande war, die Menschen vernünftiger zu machen, war ich lieber fern von ihnen glücklich.« Doch während Voltaire es bei solchen Lippenbekenntnissen beließ, lebte sein großer Gegner Rousseau tatsächlich lange in Abgeschiedenheit. Der Misanthrop kommt ja nicht als Misanthrop auf die Welt, sondern wird es erst im Laufe zahlreicher Erfahrungen, die jeden seiner Ansprüche an ein höheres Menschentum über den Haufen werfen. Da sucht jemand nach Wahrheit, muß aber feststellen, daß die meisten Menschen lieber selbstbetrügerisch leben wollen. Da sehnt sich jemand nach geistreichen, gehaltvollen Gesprächen unter guten Freunden, wie sie nur in der Aura leiser, melancholischer Nachdenklichkeit entstehen können, muß aber feststellen, daß die Freunde dazu weder bereit noch geeignet sind, weil die meisten lieber belanglos plaudern möchten, um ihre zwei bis drei Meinungen, ihre Ressentiments und Gewohnheiten zu pflegen. Da bringt jemand Feinsinniges hervor, muß aber feststellen, daß die meisten Menschen gar keine Ohren dafür haben, sondern lieber im Dumpfen und Abgeschmackten ihres auf wenige Themen reduzierten Weltbildes verharren. – Und so kommt es, daß zu allen Zeiten diejenigen, die widersprechend und mit irritierenden Beobachtungen an die Welt herantreten, von dieser Welt eben gerade dafür abgestraft werden, daß sie es wagten, gegen das Gewöhnliche bestimmter Erwartungen zu verstoßen. Daher trifft jeder skeptische, illusionslose Philosoph auf die natürlichsten Vorbehalte. Man könnte dies das Sokrates-Syndrom nennen. Der Mensch will nicht über sich und seine Mängel belehrt werden, schon gar nicht von einem anderen Menschen: Dafür sind die Götter zuständig, die eigens zu diesem Zweck erfunden wurden.

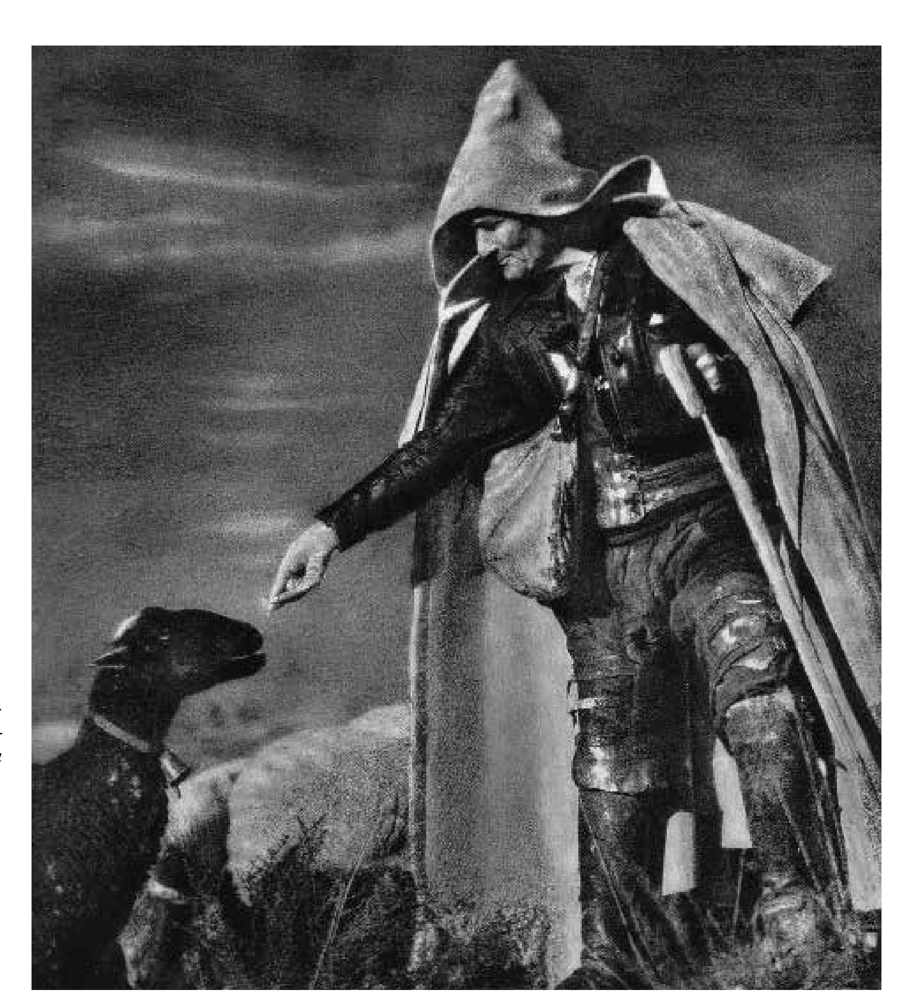
»Der Philosoph gibt sich für ein Wesen, das die Menschen nach ihrem wahren Wert einschätzt. Es ist klar, daß diese Art zu urteilen niemandem gefällt.«

Nicolas Chamfort: *Maximen und Gedanken,* Leipzig 1938

Denn das Kleine und Niederträchtige, das sich so gern hinter Alltagsmeinungen, Dogmen und Modegesinnungen versteckt, bildet zugleich die große Übereinkunft derjenigen, denen es nie um Vernunft oder Gerechtigkeit, sondern bloß um die Durchsetzung von Weltanschauungen geht, also darum, wer wen niederhalten kann. Ein aktuelles Beispiel liefert der öffentliche Umgang mit Georg Büchner. Die Gemeinheiten, unter denen zarte Naturen wie Büchner litten, sind die gleichen, mit denen er heute vereinnahmt wird. Wogegen Büchner rebellierte, war ja gerade jene Ungerechtigkeit des Parteigängers, der die Übel, die von ihm selber ausgehen, nicht sehen will, der überall mit zweierlei Maß mißt und dadurch der Freiheit täglich ins Gesicht schlägt. Wer gegen die Priester und Fürsten von heute aufbegehrt, sieht sich den gleichen Denunziationen, Diffamierungen und Schikanen ausgesetzt wie ehedem. Nur die Methoden sind verfeinert worden. Denn das Gemeine und Verlogene, aber auch Feige und Bequeme am Menschen hat sich ja nicht geändert oder aus der Welt verabschiedet. Es ist der immer gleiche Stumpfsinn, dem gestern zum Opfer fiel, wer Sozialkritik übte, und dem heute zum Opfer fällt, wer sich gegen die Totalität des linken Gesinnungsstaates empört. Hierin sind alle Herrschermilieus stets verwandt, egal, ob sie einen kirchlich, königlich oder demokratisch geführten Staat bilden. Nennen sie sich nun Fürsten von Gottes Gnaden oder Zivilgesellschaft, regieren sie mit offener oder verdeckter Zensur, stellen sie nun Adelsprivilegien oder ideologische Bekenntnisse über jedes objektive Recht, ihre Charaktere unterscheiden sich nie voneinander. Einst war es der klerikale Stumpfsinn, später der chauvinistische Stumpfsinn und heute ist es der sozial-demokratische Stumpfsinn, an dem sich der freie Mensch den Kopf blutig stößt; denn immer wird er des gleichen Vergehens beschuldigt: des Angriffs auf die »Religion«.

Neben Büchner, Heinrich Heine und vielen anderen, die heute so gerne als »Linke« etikettiert werden, hat der konservativ-aristokratisch denkende Schopenhauer auf diesen Unterschied zwischen sich und den allermeisten anderen ebenfalls und am deutlichsten hingewiesen: Der gewöhnliche Mensch wolle an einen Gott glauben, der für ihn sorgt und alles zum Guten lenkt, werde dieser Gott nun durch die Kirche oder den Staat repräsentiert. Denn der gewöhnliche Mensch benötige eine Weltanschauung, die ihm schmeichle und in irgendeine, möglichst mächtige Gruppe integriere. Dagegen sei keiner, der wirklich philosophiere, religiös, sondern gehe »ohne Gängelband, gefährlich aber frey.«

Folglich blieben die meisten der wahrhaft unabhängigen Autoren zu Lebzeiten weitgehend ungehört, isoliert und ausgegrenzt. Doch ein den-



Prototyp des kreaturzugewandten Misanthropen – Schäfer aus Katalonien

kender Mensch, der es ernst mit seinem Denken meint, schreibt ja nie allein für die Gegenwart, nie allein für die Zeitgenossen, sondern stets für die Wenigen aller Zeiten, die mit ihm auf eben diese Weise verwandt sind. Er ist zugleich Chronist und hinterläßt Dokumente des freien Geistes, die zumeist immer erst für spätere Generationen interessant werden, sobald ein neues Regime und eine andere Gesinnung sich durchgesetzt haben. Und so bleibt der vom Gängigen abweichende, der denkende und vernünftige Mensch, der sensibel genug ist, sich an der Heuchelei jeder totalitären Herrschaftsform zu stören, stets für sich allein, darf nirgendwo auf größeren Beistand hoffen und findet deshalb auch nirgends eine Heimat. Denn er weiß, daß es um die Freiheit des Nichteinverstandenen überall gleich schlecht steht, und daß die Anhänger irgendeines Glaubens oder irgendeiner Ideologie zumeist nur solange nach »Freiheit« rufen, wie sie selber noch nicht mächtig genug sind, diese anderen zu verbieten. Doch der freie, denkende, vernünftige Mensch will sowenig Pfaffenherrschaft oder Fürstenwillkür erleiden wie er unter einer linken Gesinnungsdiktatur zu leben wünscht. Er ist eben kein »Reaktionär«, der im ewigen Wechselspiel der Meinungsmächte gefangen bleibt, sondern will gerade diesen Zirkel der sich ewig abwechselnden Torheiten durchbrechen.

Ein Heraklit floh in die Berge, ein Montaigne zog sich in den Turm zurück, ein Leopardi irrte unglücklich umher, ein Schopenhauer lernte früh die »Fabrikwaare« Mensch zu verachten, und ein Pessoa verkroch sich in die Traurigkeit. Die großen Weisen neigten stets dazu, dem Treiben der Menschen aus dem Weg zu gehen. Für Chamfort lag der Weisheit Anfang in der Furcht vor dem Menschen, denn auch er wußte, wie Leopardi, daß der »Betrug die Seele des sozialen Lebens« ist. Und so wohnten die Weisen unter Menschen stets wie unter Fremden.

Ein gewöhnlicher Mensch mag sich damit abfinden und sich auf die jeweilige Siegerseite schlagen; ein politischer für den »Machtwechsel« kämpfen, um die einen Unterdrücker gegen die anderen auszutauschen; ein religiöser sich in die ihm gemäße Ordnung irgendeiner Kirche begeben; – ein philosophischer, skeptischer Mensch jedoch kann das alles nicht.

Also ist er durchaus ein Abwegiger, ein Unverbundener, »der anderen Unbegreifliches spricht«, ein Privatmensch, der abseits steht oder beiseite

»Die Welt gehört dem, der nicht fühlt. Die Grundvoraussetzung, um ein praktischer Mensch zu werden, ist der Mangel an Sensibilität. Zum Handeln gehört folglich eine gewisse Unfähigkeit, sich die Persönlichkeit anderer, ihre Leiden und Freuden vorzustellen. Wer Sympathie empfindet, kommt nicht weiter. Jeder Mensch der Tat ist seinem Wesen nach lebhaft und optimistisch, weil glücklich ist, wer nicht fühlt.«

Fernando Pessoa: *Das Buch der Unruhe des Hilfsbuchhalters Bernando Soares,* Frankfurt a.M. 2006

tritt, der sich der Gesellschaft entzieht und in die Einsamkeit geht wie »in eine unerhörte Offensive«, ein »Idiot« im antiken Wortsinn, *l'homme isolé,* an dessen sonderbare Stellung in der Welt Botho Strauß erst jüngst wieder erinnert hat.

Der Misanthrop ist also deshalb Misanthrop, weil er unter Menschen nicht findet, wonach er sucht. Das ist sein Unglück. Deshalb zieht er sich zurück, befaßt und umgibt sich lieber mit Büchern, Tieren oder Pflanzen als mit Menschen, lieber mit Landschaft als mit Gesellschaft. Der Umgang mit Menschen, der fast immer nur ein oberflächlicher, gezierter sein kann, wo das Grobe und Banale den Takt angibt, reizt ihn nicht, stößt ihn vielleicht sogar ab. Denn er eignet sich so wenig zum Austausch von Belanglosigkeiten wie zur Heuchelei. Sein Unglück besteht darin, daß er für ein Small-Talk-Leben einfach nicht taugt. Dadurch aber zieht er den Argwohn der anderen auf sich. Denn natürlich glaubt man ihm nicht und verspottet ihn sogar wegen seines Einspruchs. Wie kann da jemand behaupten, nicht so zu sein wie wir anderen sind? Ist er denn kein Mensch? Hält er sich für etwas Besseres? – Also ist der Beschuldigte es leid, sich ständig dafür rechtfertigen zu müssen, vom Üblichen abzuweichen, indem er tatsächlich anders denkt und etwas anderes fühlt und will als der große Rest, der täglich durch sein Verhalten beweist, wie verschieden beide voneinander sind.

»Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist der Typus des Außenseiters aus Gesellschaft wie Literatur so gut wie verschwunden. Der Einzelgänger, der sich fern von neuen Foren hielte, die nur nach Eingemeindeten zählen, besäße heute keinerlei Nimbus mehr, sondern erschiene wohl den meisten als schrullige Figur. Konformitäten, Korrektheiten und Konsensivitäten, das juste milieu der kritischen Öffentlichkeit wird von den Bakterienschwärmen neuer Medien lediglich verstärkt.«

Botho Strauß: *Lichter des Toren,* München 2013

Weil jede Gesellschaft, vielleicht sogar jedes menschliche Leben auf Lüge und Heuchelei basiert, wird auch von jedem die Bereitschaft zur Lüge und Heuchelei erwartet. Wer nun aber unfähig ist, sich mit billigen Illusionen zu täuschen, gerät automatisch in einen schweren Konflikt mit der Welt und muß sich irgendwann entscheiden, ob er an jener Welt teilnehmen will und kann oder nicht. Doch natürlich weiß er, daß jeder, der nach unbedingter Wahrhaftigkeit strebt, dies nur für sich alleine tun kann, da dieser Anspruch in der Welt keine Gültigkeit hat. Denn, wie es in Ibsens *Wildente* heißt: »Nehmen Sie einem Durchschnittsmenschen die Lebenslüge, und Sie nehmen ihm zu gleicher Zeit das Glück.« – Wer nun aber genau andersherum funktioniert, da ihn allein das Streben nach Wahrheit glücklich macht und nicht irgendeine Lebenslüge, wird sich früher oder später aus allen Gesellschaften entfernen müssen.

Was also den Misanthropen vom bloß gesellschaftskritischen Zeitgenossen unterscheidet, ist das tragische Bewußtsein aufgrund des Wissens um die unwandelbare Natur des Menschen, die stets dafür sorgt, daß man ein Gleicher unter Gleichen sein muß, um in Gesellschaft glücklich leben zu können. Denn natürlich hat es nie und nirgends »bessere Zeiten« oder »andere Menschen« gegeben. Überall stoßen wir auf die immer gleichen Verhältnisse, egal, wie weit und wohin wir zurückblicken, und sei es auf die vermeintlich »edelsten« Epochen, wie etwa nach Hellas, wo die Misanthropie besonders weit verbreitet war. Schließlich stellte bereits Bias, einer der Sieben Weisen, ernüchtert fest: »Die meisten Menschen sind schlecht«.

Man verurteile den Misanthropen daher nicht vorschnell als arrogant und asozial, nur weil er sich seiner Natur nach keinem Staat und keiner Gesellschaft gefügig machen kann, sondern von bestimmten anthropologischen Konstanten immer abgestoßen bleibt. In Molières *Menschenfeind* erlebt der Protagonist Alceste sein Zeitalter gänzlich von Schmeichelei, Verstellung und Betrug durchdrungen, weshalb er sich nach zahlreichen Erniedrigungen gezwungen sieht, der Welt den Rücken zu kehren: Er macht sich auf und sucht nach einem abgeschiedenen, einsamen Fleckchen Erde, »wo man die Freiheit hat, ein Ehrenmann zu bleiben«. Alceste zieht sich aus der Welt der anderen zurück, weil sein soziales Immunsystem nur äußerst schwach ausgeprägt ist und er also nicht nach jenen inneren Gesetzmäßigkeiten funktioniert, die sich entwickelt haben, damit Staaten, Kirchen und Gesellschaften entstehen und überdauern können. Weltverlorenheit ist also vor allem eine Frage der Idiosynkrasie: wohl dem, der indolent genug ist, um des Menschen wegen nicht dauernd innerlich aufschreien zu müssen. Viele sind mit einem dikken Fell gesegnet, andere mit einem weniger dicken; manche jedoch haben nicht einmal ein Fell, sondern bloß eine dünne Haut und sind daher den Wettern der Welt beinahe schutzlos ausgeliefert. – Deshalb ist Menschenflucht für diese weltverlorenen Naturen tatsächlich oft die einzige Möglichkeit, dem Leben erhalten zu bleiben.

Literaturhinweise:

Nicolas Chamfort: »Maximen und Gedanken«, in: *Die französischen Moralisten,* hrsg. von Fritz Schalk, Leipzig 1938;

Arthur Schopenhauer: *Der handschriftliche Nachlaß in fünf Bänden,* München 1985;

Michel de Montaigne: *Essais, Erste moderne Gesamtübersetzung von Hans Stilett,* Frankfurt a.M. 1998;

Giacomo Leopardi: *Ausgewählte Werke,* übertragen von Ludwig Wolde, Leipzig 1924;

Fernando Pessoa: *Das Buch der Unruhe des Hilfsbuchhalters Bernando Soares,* übers. von Inés Koebel, Frankfurt a.M. 2006;

Botho Strauß: *Lichter des Toren. Der Idiot und seine Zeit,* München 2013;

Henrik Ibsen: *Die Wildente,* Stuttgart 1974;

Diogenes Laërtius: *Leben und Meinungen berühmter Philosophen,* übertragen von Otto Apelt, Berlin 1955;

Eduard Meyer: *Geschichte des Altertums,* 4.1, Fünfte Auflage, Darmstadt 1954 (1901);

Jean-Baptiste Molière: *Der Misanthrop,* Stuttgart 1949.

Zur Anthropologie der Geschlechter

von Siegfried Gerlich

Als der Mensch der Moderne sich seiner transzendentalen Obdachlosigkeit bewußt wurde und seine anthropologischen Forschungen zur philosophischen Frage verdichtete, trat kein selbstgenügsames Wesen, sondern die ungesicherte Existenz des Menschen zutage: Eine *conditio humana,* die zu bewahren sich lohnte, mußte er selbst erst schaffen. In seiner wegweisenden Spätschrift *Die Sonderstellung des Menschen im Kosmos* entwarf Max Scheler das Bild eines »Mängelwesens«, dem aufgrund seines unbestimmten biologischen »Antriebsüberschusses« eine kulturell zu gestaltende »Weltoffenheit« zu eigen sei. Von Helmuth Plessner naturphilosophisch entfaltet, von Arnold Gehlen naturwissenschaftlich gehärtet, avancierte dieses dialektische Menschenbild rasch zum Leitbild der Philosophischen Anthropologie. In den spezialisierteren Humanwissenschaften hingegen, die nur peripher an anthropologische Grundprobleme rührten, konnte es sich nicht durchsetzen. So zerbrach es gleichsam in zwei Hälften, die von den Leitdisziplinen Ethologie und Ethnologie — Verhaltensforschung und Völkerkunde — aufgegriffen wurden. Deren naturalistische und kulturalistische Halbwahrheiten verfestigten sich über manche Zwischenstufen zu den ganzen Unwahrheiten der Soziobiologie und des Dekonstruktivismus, denen schon die Rede vom Menschen selbst mythisch anmutete.

»Fundamental verstanden ist der Mensch der Emigrant der Natur, der keine Heimat von Natur hat, sondern nur insoweit, als er sie sich erobert und mit allen seinen geistigen Kräften des Gedankens und der Herzens an ihr festhält. Erst innerhalb eines kulturell geprägten Daseinsrahmens findet der Mensch sein Zuhause.«

Helmuth Plessner: *Conditio humana. Gesammelte Schriften VIII,* Frankfurt a.M. 2003

Gegen die anstößige Mängelnatur des Menschen legte bereits Konrad Lorenz als Hauptvertreter der Ethologie energisch Protest ein, um als Gegenbeweis dessen vielseitig angepaßte körperliche Fähigkeiten zu präsentieren, die ihn geradezu als »Spezialisten auf das Nicht-Spezialisiertsein« auswiesen. Wenn Lorenz die menschliche Sonderstellung unter den Lebewesen auch nicht gänzlich in Abrede stellte, sondern mit der »Fulguration des Geistes« eine »neue Art von Leben« entstanden sah, so drohte dieser Geist doch zum Widersacher der Seele alles Lebendigen zu werden, indem er einen körperlich domestizierten und kulturell dekadierenden Zivilisationsmenschen hervorbrachte, bei dem nicht einmal die tierische Tötungshemmung mehr recht greifen wollte. Echte Menschlichkeit glaubte Lorenz mit Ludwig Klages eher in jenen Vitalkräften zu finden, die der Mensch mit den Tieren teilte, als in seinen weltoffenen Antriebssystemen, die alle umweltgebundenen Instinktschematismen kulturschöpferisch durchbrachen. Entsprechend schien Lorenz das »moralanaloge Verhalten« der Tiere den menschlichen Geselligkeitsformen und Geschlechternormen instinktiv den rechten Weg zu weisen: Im sozialen Leben des durch stammesgeschichtliche Anpassungen zum Kleingruppenwesen disponierten Menschen entwickelte sich neben der altruistischen Familienmoral auch eine hierarchische Geschlechterordnung heraus, die den dominanten Mann zu Großwildjagd und Revierverteidigung und die submissive Frau zur Kleinkindbetreuung und Haushaltsführung bestimmte.

In solidarischer Kritik an Lorenz, dessen allgemeine Ethologie sich auf bloß »funktionale Analogien« zwischen menschlichem und tierischem

Verhalten stützte und darüber zu naturalistischen Fehlschlüssen gelangte, forschte sein Schüler Irenäus Eibl-Eibesfeld strenger nach »substantiellen Homologien« menschlicher und tierischer Verhaltensmuster mit gemeinsamen evolutionären Ursprüngen. Sein besonderes Interesse am stammesgeschichtlichen Erbe des Menschen ließ ihn zum Begründer der Humanethologie werden, welche der menschlichen Freiheit die kulturelle Bändigung und humane Umgestaltung der animalischen Vorgeschichte weit mehr zutraute, ohne deren prägende Macht zu leugnen oder ihre problematischen Seiten zu unterschätzen. So stellte Eibl-Eibesfeld als tiefste Wurzel des menschlichen Sexualverhaltens die von Dominanz- und Submissionsritualen beherrschte Gewaltsexualität der Reptilien heraus, welche etwa in pathologischen Perversionen gebieterisch wieder durchschlage. Um so euphorischer feierte er die individualisierte Brutpflege der höheren Säugetiere als »Schlüsselerfindung, mit der Freundlichkeit in die Welt kam«: Dieses Säugererbe stimme den Menschen nicht nur auf die Betreuung und Erziehung seiner Kinder ein, es befähige ihn überhaupt erst zu Liebe und Zärtlichkeit und ermögliche so auch die Hegung der Sexualität im Dienste ehelicher und familialer Dauerbindungen, welche obendrein durch die eugenische Hellsicht einer natürlichen Inzestscheu geschützt würden.

»Es handelt sich dabei nicht nur um eine Diskussion zwischen Mann und Frau, sondern das Kind als Dritter im Bunde stellt Ansprüche, denen Priorität zuerkannt werden muß. In der Frauenbewegung gibt es Ansätze zu einem Extremismus, der darauf keine Rücksicht nimmt und kritiklos eine Mimikry männlichen Verhaltens anstrebt. Eine solche Abwertung der traditionellen Frauenrolle bedeutet, daß Frauen sich dem Ideal der Männer unterwerfen und damit letztlich die männliche Dominanz, von der sie loskommen wollen, zementieren.«

Irenäus Eibl-Eibesfeld: *Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriß der Humanethologie,* München 2004

Auf Seiten der Ethnologie hielt auch Claude Lévi-Strauss, der wichtigste Schüler Émile Durkheims und Schöpfer der »strukturalen Anthropologie«, an der kulturellen Universalität des die »elementaren Strukturen der Verwandtschaft« tragenden Inzesttabus fest. Allerdings bestritt Lévi-Strauss dessen biologischen Ursprung und führte die soziale Funktion der Heiratsregeln, durch exogamen »Frauentausch« größere Gruppen zu bilden und nebenher dem Mann eine ökonomische und sexuelle Vorrangstellung zu sichern, auf das unbewußte Wirken des menschlichen Geistes zurück. Demgegenüber suchte Margaret Mead, die Meisterschülerin des Ethnologen Franz Boas, in ihren Studien über die Sexualität in primitiven Gesellschaften die kulturelle Relativität von Geschlechtscharakteren und Sexualnormen nachzuweisen. Doch stieß auch sie auf die fundamentalen Gegebenheiten von Schwangerschaft und Geburt, die jede kulturelle Stilisierung der Geschlechterrollen berücksichtigen müsse, sollen soziale Dysfunktionen und psychische Deformationen vermieden werden. Tatsächlich erschien Mead die Mutterrolle weitgehend biologisch vorgezeichnet, während die Entwertung der Mütterlichkeit in der modernen Gesellschaft das Resultat einer kulturellen Umerziehung darstelle, welche die Frau ihrer natürlichen Bestimmung entfremde. Gleichzeitig hielt sie die patriarchalische Erziehung des Mannes zum verantwortlichen Versorger für eine bewahrenswerte Kulturleistung, deren zivilisatorisch fortschreitenden Abbau sie mit Bedauern feststellte.

»Die Männer müssen lernen, für andere sorgen zu wollen; und dies Verhalten ist, da es erlernt ist, leicht zu stören und kann unter sozialen Bedingungen, die es nicht länger eindrucksvoll lehren, ziemlich leicht verschwinden. Von den Frauen dagegen kann man sagen, sie seien Mütter, falls man ihnen nicht beibringt, ihre kindergebärenden Qualitäten zu leugnen. Die Gesellschaft muß ihr Gefühl für sich selbst verzerren, ihre ererbten Wachstumsschemata verdrehen, eine Reihe von Erziehungsgewalttaten an ihnen begehen, bevor sie aufhören, wenigstens für einige Jahre für das Kind sorgen zu wollen, das sie schon neun Monate in dem sicheren Kreislauf ihres eigenen Körpers genährt haben.«

Margaret Mead: *Mann und Weib. Das Verhältnis der Geschlechter in einer sich wandelnden Welt,* Hamburg 1958 (1949)

Meads ethnologische Annäherung an ethologische Auffassungen, die durch ihre späte Freundschaft mit Lorenz menschlich besiegelt wurde, blieb wissenschaftsgeschichtlich indessen nahezu unbeachtet. Als weit wirkmächtiger sollten sich ihre kulturrelativistischen Irrtümer erweisen, denen nicht nur die Hippiebewegung, sondern auch ein mentalitätsprägender Soziologismus folgte, der sich schließlich in manieristischen, nur noch selbstreferentiellen Dekonstruktionen von »Sex« und »Gender« verlor. Das Bestreben, den Menschen von der organischen Lebensevolution so radikal abzukoppeln, daß Geschlechtsidentitäten und Sexualpräferenzen als rein menschgemachte Artefakte erscheinen konnten, zeugte zwar von einem fragwürdigen Anthropozentrismus; gleichwohl führte die unermüdliche Aufklärung über die »heterosexistische« Herrschaftsgeschichte von Jahrtausenden Patriarchat zu einer geschichtspolitisch erfolgreichen Verdrängung von Jahrmillionen menschlicher Gattungsgeschichte.

Dafür trieb auf der Gegenseite die von Edward O. Wilson »Soziobiologie« getaufte Teildisziplin der Ethologie die Naturalisierung des Menschen so konsequent voran, daß kein grundsätzlicher, sondern nurmehr ein gradueller Unterschied zum Tier noch erkennbar war. Programmatisch betrachtete die soziobiologische Milieutheorie die kulturelle Umwelt des menschlichen Organismus als integralen Bestandteil seines evolutionären Erbes selbst. Mit solcher ökologischen Einstampfung der menschlichen Weltoffenheit aber wurde die anthropologische Differenz von »Vererbtem« und »Erworbenem« vollständig kassiert und die kulturelle Variabilität sexueller Verhaltensformen und sozialer Geschlechternormen durch die biologischen Konstanten der Auslese normiert. Verpaarung und

Fortpflanzung seien über »biologische Märkte« vermittelt, auf denen die weibliche Wahl über den Ausgang männlicher Wettkämpfe entscheide. Da seine zahllosen Spermien ihn jedoch weniger »kosten« als sie in eine einzige Schwangerschaft »investiert«, wird der eine emotionale Dauerbindung mit »qualitativ« anspruchsvoller Kinderaufzucht anstrebenden Frau mit dem notorisch promisken Sexualverhalten des »quantitativ« kalkulierenden Mannes die volle Rechnung für ihre Wahlfreiheit präsentiert. Derart reduzierte die Soziobiologie die menschliche Sexualität, welche Neomarxismus und Feminismus vom Fortpflanzungszwang hatten befreien wollen, gerade auf ihre Reproduktionserfolge und taxierte die Sexualwesen nach ihrem Beitrag zur genetischen »Gesamtfitness«, welche in der männlich freizügigen polygynen Gruppenehe effektiver gesteigert werde als in der monogamen Gattenehe.



Charles Maurin, Erwachen der Liebe, 1891

Indem die Soziobiologie das natürliche Leistungsprinzip des evolutionären Selektionsdrucks, von dem die Humanethologie den Menschen längst entlastet glaubte, wieder zu Ehren brachte, betrieb sie letztlich eine ökonomistische Selektion des biologischen Erbes selbst. Wie Darwin seinen Auslesegedanken eingestandenermaßen nach dem Modell der liberalen Konkurrenzwirtschaft entwickelt hatte, so lieferte vollends das soziobiologische Kosten-Nutzen-Denken, welches das rücksichtslose Sozial- und Sexualverhalten narzißtischer Alpha-Männer als besonders lebenstüchtig prämiert, einem globalisierten Sozialdarwinismus seine neoliberale Legitimationsideologie. Mit dem Nachweis, daß die Selektion am Individuum und nicht an der Gruppe ansetze, hatte schon Vordenker William D. Hamilton die konzeptionelle Neuerung der genetischen »Verwandtenselektion« gegen das alte ethologische Konzept der arterhaltenden »Gruppenselektion« durchgesetzt und damit die altruistischen Gemeinschaftsreserven zugunsten einer rein agonalen Gesellschaftsauslese auch methodisch ausgemerzt. Massenkompatibler verstand es später der Popularisator Richard Dawkins, allen menschlichen Altruismus als naive Illusion zu entlarven, um stattdessen den kategorischen Imperativ des genetischen Egoismus aufzurichten, dem rechnerisch auch das für das Fortleben seines Erbguts sich opfernde Einzelwesen gehorche. Epistemologisch aber bot diese soziobiologische Mathematik der Verwandtschaftsverhältnisse nur eine vulgärplatonistische Metaphysik hypothetischer Gene, deren ewiges Leben die sterblichen Individuen zu bloß empirischen Trägern ihres transzendentalen Replikationsbestrebens degradiert, welches mit den altruistischen Bindungsdispositionen des Menschen auch seine anarchischen Antriebssysteme wegrationalisiert.

Gerade diesen scheinbar anachronistischen anthropologischen Urkonflikt zwischen Bindungswunsch und Geschlechtstrieb hatte freilich Helmut Schelsky ins Zentrum seiner an Gehlen anknüpfenden *Soziologie der Sexualität* gerückt. Anders als für Freud war es für Schelsky weniger ein Unbehagen in der Kultur als eines an seiner Natur, das dem Menschen notorisch zu schaffen mache. Der animalischen Instinktstarre entronnen und aus periodischen Brunstzyklen herausgelöst, wohne der chronischen Aktualität und polymorphen Plastizität des menschlichen Sexualtriebs eine hypertrophe Tendenz zu Perversion und Pansexualität inne. Der mißliche Umstand, daß dieser konstitutionelle Antriebsüberschuß rein sexuell »nicht unterzubringen« sei und darum eine »stetige Sexualisierung aller menschlichen Antriebssysteme« nach sich ziehe, bewies für Schelsky die strukturelle Angewiesenheit des Geschlechtslebens auf soziale Normierung überhaupt. Um sich von seiner aufsässigen Triebnatur zu entlasten, strebe der Mensch schon von sich aus zu kulturellen Bindungen und kompensierenden Institutionen, die schließlich eigene Bedürfnisse erzeugten und Befriedigungen höherer Art gewährten.

In dieser Perspektive läßt sich das vielgescholtene Patriarchat als eine kulturgeschichtliche Dauerkompensation stammesgeschichtlicher Anpassungsmängel begreifen. Über die längsten Perioden der menschlichen Geschichte, in denen das Leben alltäglich durch Nöte verschiedenster Art gefährdet war, bewährte sich eine scheinbar naturwüchsig entstandene Aufgabenverteilung zwischen den Geschlechtern, bei der jedes nach seinen Fähigkeiten wirkte, um die lebensnotwendige Anpassung an die Umgebung kooperativ am besten zu leisten. Erst jene weitreichende technische Entlastung von unmittelbarer Lebensnot, die im Zuge der industriellen Revolution allmählich eintrat, stellte die Geschlechterdifferenz als ein soziokulturelles Phänomen frei und legte dem weiblichen Geschlecht das Recht nahe, nach eigenen Bedürfnissen zu leben und zu arbeiten. Längst vollzieht sich die kulturelle Standardisierung der Geschlechterrollen nicht mehr nach Maßgabe jener Polarisierung, die sich an der patriarchalischen Arbeitsteilung von Mann und Frau modelliert hatte, sondern auf dem Wege einer Egalisierung, wie sie in spätindustriellen Dienstleistungsgesellschaften, zu deren Diensten auch die subventionierte Fremdbetreuung von Kleinkindern gehört, verschärft vorangetrieben wird.

Sogar Lorenz gab zu bedenken, daß der sogenannte Mutterinstinkt schon beim Säugerweibchen ein labiler und störanfälliger Komplex aus diversen Erbkoordinaten darstellt. Seit Menschengedenken bedurfte daher, was immer sich von dessen Brutpflegeverhalten an Instinktresiduen der Menschenmutter vererbt hat, einer kulturellen Stabilisierung, um all das, was selbst eine feministische Kritikerin der Mutterschaftsideologie wie Elisabeth Badinter als »Gleichgültigkeit der Mütter« und als »Verrat am Kind« brandmarken sollte, in erträglichen Grenzen zu halten. Der Bindungstheoretiker John Bowlby wiederum faßte die »monotrope«, auf die primäre Bezugsperson fokussierte Bindung des Kleinkindes als psychische Verstärkung der biologischen Prägung auf und bestätigte damit die Mutter-Kind-Dyade als anthropologische Voraussetzung der Kernfamilien-Triade. Aber auch die in den frühen Mythologien geradezu archetypisch wiederkehrende Konstellation von Mutter und Kind, welche Klages, C.G. Jung und Erich Neumann in Erinnerung gebracht haben, verweist auf die elementare Bedeutung, die dieser maternalen Keimzelle aller Kultur gerade in der entstehenden patriarchalischen Zivilisation zuerkannt wurde. Nicht zuletzt zeugen die matrilinearen und sippenorientierten Familienstrukturen vieler primitiver Kulturen davon, daß die »Familialisierung des Mannes« einen gattungsgeschichtlichen Neuerwerb darstellt, der seiner archaischen Disposition mühsam erst abgerungen werden mußte. Vor diesem Hintergrund stellen sich freilich die christliche Gattenehe und erst recht die bürgerliche Kleinfamilie als kulturelle Spätphänomene von größter Fragilität dar.

»Wohl gehört die Ehe zum Urgestein des Mythos auf dem Grunde von Zivilisation. Aber ihre mythische Härte und Festigkeit entragt dem Mythos wie das kleine Inselreich dem unendlichen Meer.«

Max Horkheimer/ Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung,* Frankfurt a.M. 1988

Wenn der Mensch jedoch mit Gehlen ein »Kulturwesen von Natur« ist, dann sind Ehe und Familie gleichwohl in dem menschengemäßen Sinne »natürlich«, daß sie die Grundlagen jeder höheren Kultur sichern. Gerade seine Mängelnatur verweist den Menschen auf die kulturelle Stabilisierung der biologisch vorgebildeten, aber eben nicht gesicherten heteronormativen Geschlechter- und Generationenverhältnisse. Allerdings nahm Gehlen noch jenen emphatischen, von Herder überlieferten Begriff von Kultur in Anspruch, der auf einen Prozeß der Kultivierung des Menschen bezogen war. Doch schon Ethologie und Ethnologie drängten den historischen und moralischen Gehalt dieses genuin deutschen Kulturbegriffs zurück, bis er schließlich zu naturalistischer Folklore auf der einen und konstruktivistischer Willkür auf der anderen Seite verkam. Immerhin berühren sich die biologistischen und soziologistischen Extreme in ihrem methodischen Individualismus und ideologischen Neoliberalismus: Wie die »rechtslibertäre« Soziobiologie die stets fortpflanzungswillige, aber nur aus genetischem Egoismus bindungsbereite Selektionseinheit Mensch propagiert, so dekonstruiert die »linkslibertäre« Gendersoziologie um der sexuellen Befreiung von Dauerbindungen willen die traditierten Geschlechter- und Familienverhältnisse. Damit steht die abendländische Ehe wie ein bröckelndes Bollwerk in einem ideologischen Zweifrontenkrieg gegen die einander feindlich nahen humanwissenschaftlichen Avantgarden einer Zeit, in welcher die primären Vergemeinschaftungsformen der Kultur von den sekundären Vergesellschaftungssystemen der Zivilisation progressiv aufgezehrt werden.

Weitere Literaturhinweise:

Konrad Lorenz: *Der Abbau des Menschlichen,* München 1983;

Heinz Meyer: *Sexualität und Bindung,* Weinheim 1994;

Eckard Voland: *Soziobiologie. Die Evolution von Kooperation und Konkurrenz,* Heidelberg 2009;

Claude-Lévi-Strauss: *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft,* Frankfurt a.M. 1993 (1949);

Elisabeth Badinter: *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute,* München 1984;

John Bowlby: *Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung,* München 1975.

Macht und Menschenrechte – Das Recht auf »Humanitäre Intervention«

von Thomas Bargatzky

Teil 1 dieser hiermit abgeschlossenen Betrachtung des Tandems »Macht und Menschenrechte« erschien in der 55. *Sezession* (August 2013)

»Der Schutz der Menschenrechte ist die einzige zündende politische Idee unserer Zeit, und die unablässige Berufung des Westens auf die Menschrechte hat die kommunistischen Regierungen bereits in die Defensive gedrängt … Die postkommunistischen autoritären Regime sind wahrscheinlich in diesem Punkt besonders verletzlich, weil ihnen eine verständliche, glaubwürdige und unwiderstehliche Ideologie fehlt«, schrieb die graue Eminenz unter den US-amerikanischen Globalstrategen, Zbigniew Brzezinski, im Jahre 1989. Die Menschenrechtskarte sticht bis heute: »Chinabesuch: Merkel sprach Wen auf Menschenrechte an« (*Spiegel Online,* 22.5.2006). »Am zweiten Tag ihrer Fernost-Reise hat Bundeskanzlerin Merkel Religions- und Meinungsfreiheit in China angemahnt« (ZDF, »Mittagsmagazin«, 27.8.2007). »Merkel mahnt Menschenrechte in China an« (*Die Welt,* 27.5.2013).

Peter Scholl-Latour prangert die »selektive Heuchelei« in punkto Menschenrechte an, die schon seit langem den Umgang des Westens mit China bestimmt. Warum wird beispielsweise von den Menschenrechtsaposteln die »Große Kulturrevolution« Maos, bei der fünf Millionen Menschen umkamen, nur am Rande erwähnt, wogegen der bedauernswerten Opfer des Studentenaufstandes am Platz des Himmlischen Friedens, deren Zahl auf ungefähr 900 geschätzt wird, alljährlich mit Betroffenheitskundgebungen gedacht wird? Über die Hinrichtung von Drogendealern in China empört sich der Westen, aber das schändlichste Kapitel des europäischen Kolonialismus im 19. Jahrhundert wird verdrängt, der Opium-Krieg, mit dem die britische Regierung aus krimineller Profitsucht das Mandschu-Reich zwang, sich für den verheerenden Rauschgifthandel zu öffnen. Und noch ein Beispiel: Etwa 30000 Tschetschenen wurden von den Truppen Boris Jelzins zu dem Zweck umgebracht, die Unabhängigkeitsbewegung zu ersticken – aber Rußland wurde in den Europarat aufgenommen. Indien wird beständig als »größte Demokratie der Welt« gefeiert, obwohl die Regierungen in Neu-Delhi seit Jahrzehnten Indiens Streitkräfte in einem blutigen Unterwerfungskrieg gegen die zu neunzig Prozent moslemische Bevölkerungsmehrheit in Kaschmir einsetzt, die die Unabhängigkeit von Indien wünscht.

Samuel Huntington bezeichnet die westlichen Versuche, den Rest der Welt auf einen gemeinsamen Grundkonsens in bezug auf die Anerkennung universeller Menschenrechte zu verpflichten, als Menschenrechtsimperialismus (»human rights imperialism«), der zunehmend auf den Widerstand nichtwestlicher Länder stößt. Der Widerstand gegen die westlichen Anmaßungen hat gute Gründe, da die moderne, neuzeitliche Idee der Menschen- und Bürgerrechte im Zusammenhang mit der Herausbildung der neuzeitlichen Nationalstaaten in Amerika und Europa entstanden ist, also spezifische historische Randbedingungen voraussetzt, die nicht überall vorhanden sind. Die Menschen- und Bürgerrechte sollten die souveränen

Bürger vor obrigkeitsstaatlichen Repressionen bei ihrer politischen Gestaltung des Gemeinwesens schützen. Die Souveränität des eigenen Staates sollte gestärkt werden; an die Schwächung der Souveränität anderer Staaten mit völlig anderen politischen und gesellschaftlichen Grundlagen war dabei ursprünglich überhaupt nicht gedacht.

Wegen des fehlenden kulturellen und religiösen Bezugs sah sich die »Universal Declaration of Human Rights«, mit der die Generalversammlung der Vereinten Nationen am 10. Dezember 1948 den Versuch unternahm, eine für alle Mitgliedstaaten verbindliche Charta zu schaffen, bereits im Vorfeld ihrer Entstehung dem Verdacht ausgesetzt, in Wirklichkeit ein euro-amerikanisches Dominanzprojekt zu sein, das spezifisch westliche Werte zu universellen Werten erklärte. Diese »Allgemeine Erklärung« stößt in der Tat dort an die Grenzen ihrer Vermittelbarkeit, wo sie Inhalte und Werte vertritt, die den spezifisch westlichen Hintergrund der Moderne reflektieren. Das dürfte wohl auf das »Recht auf Erholung und Freizeit« zutreffen, auf den »regelmäßigen bezahlten Urlaub« (Artikel 24) und auf die freie Berufswahl (Artikel 23.1). Ungleich problematischer sind freilich die Artikel 18 und 21 der »Allgemeinen Erklärung«. Laut Artikel 18 ist es ein Menschenrecht, die Religion zu wechseln und Artikel 21.3 kann als Rechtfertigung für den militärischen Interventionismus mißbraucht werden: »Der Wille des Volkes bildet die Grundlage für die Autorität der öffentlichen Gewalt; dieser Wille muß durch regelmäßige, unverfälschte, allgemeine und gleiche Wahlen mit geheimer Stimmabgabe oder in einem gleichwertigen freien Wahlverfahren zum Ausdruck kommen«. Was geschieht nämlich, wenn die Wahl nicht westlichen Maßstäben entspricht?

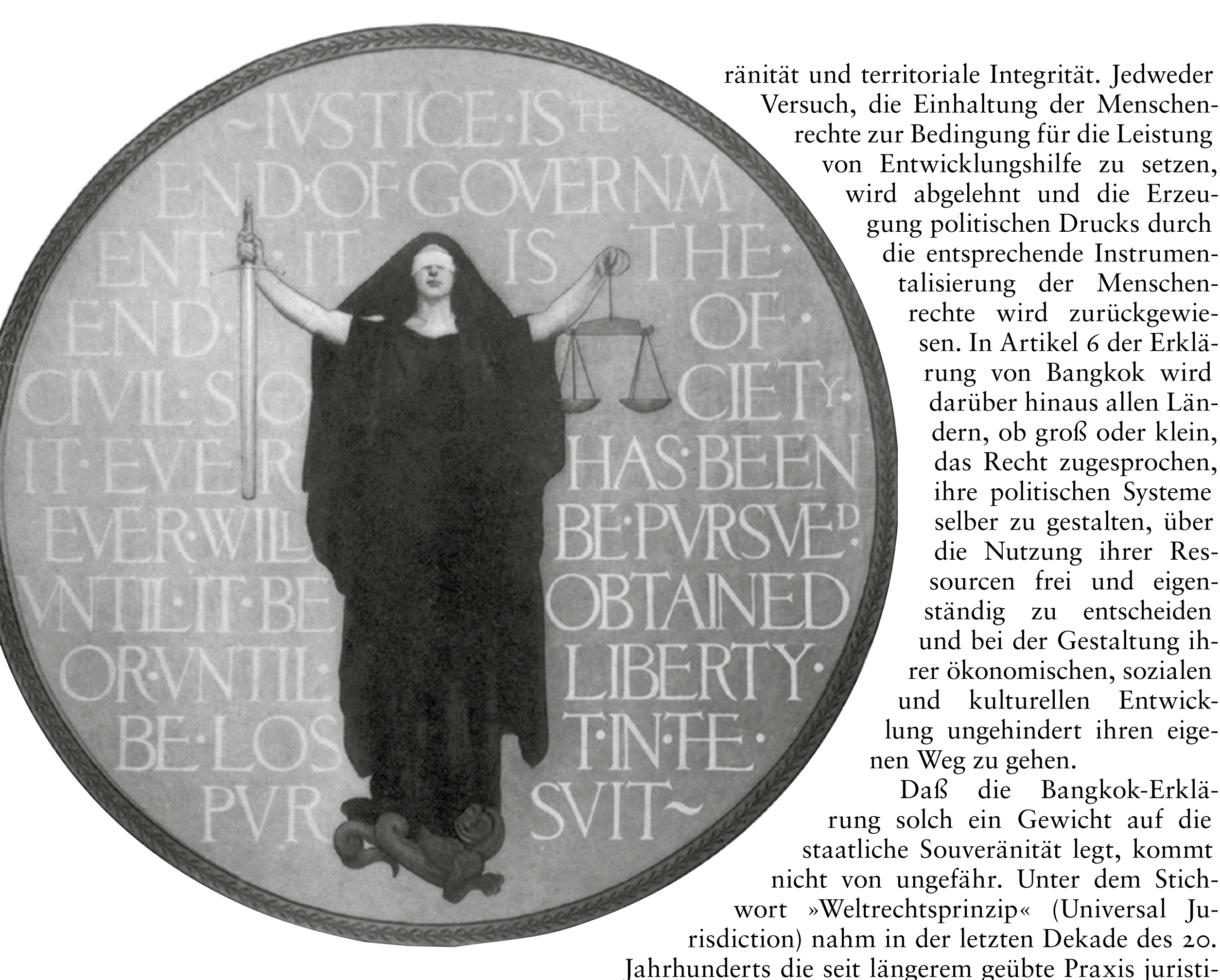
»Amerikanische Weltpolitik … entwickelte sich zu einer Kampagne, mit der ganz offenkundig eine weltweite Demokratie eingerichtet werden sollte … Die unausgesprochene … Grundannahme, die dahinter steckte, war die, daß die Welt für Amerika nur dann ein sicherer Ort sein werde, wenn die Welt Amerika möglichst ähnlich gemacht würde«.

William Pfaff: *Die Gefühle der Barbaren,* Frankfurt a.M. 1989

Die bedeutendsten Gegenentwürfe zur »Allgemeinen Erklärung« sind die afrikanische »Banjul-Charta der Menschenrechte und der Rechte der Völker« vom 27. Juni 1981, die »Kairoer Erklärung der Menschenrechte im Islam« vom 5. August 1990 und die »Erklärung von Bangkok« von 1993. Die Banjul-Erklärung verpflichtet jedermann dazu, »positive afrikanische kulturelle Werte im Geiste der Toleranz … zu bewahren« (Artikel 29.7), die Kairoer Erklärung unterstellt alle in ihr aufgeführten Rechte und Freiheiten der Scharia (Artikel 24 und 25). Dabei gibt es durchaus nicht nur Trennendes, sondern auch etliche Gemeinsamkeiten zwischen den einzelnen Chartas. Auch die afrikanische »Banjul-Charta der Menschenrechte und der Rechte der Völker« stellt fest, daß die Familie »die natürliche Kernzelle der Gesellschaft« sei (Artikel 18). Sie geht aber in ihren die Familie betreffenden Formulierungen über die Erklärung von 1948 deutlich hinaus, denn sie erkennt die Familie auch »als Bewahrer der in der Gesellschaft anerkannten Sittlichkeit und traditionellen Werte« an. Überhaupt gehöre es »zu den Pflichten des Staates, die Sittlichkeit und traditionellen Werte einer Gemeinschaft zu fördern und zu schützen« (Artikel 17). Auch, was die Pflichten des Einzelnen angeht, ist die Banjul-Charta spezifischer als die »Allgemeine Erklärung«. Artikel 27 stellt fest: »Jedermann hat Pflichten gegenüber seiner Familie und der Gesellschaft, gegenüber dem Staat und anderen gesetzlich anerkannten Gemeinschaften sowie gegenüber der internationalen Gemeinschaft«. Jedermann sei ferner dazu verpflichtet, »seine Eltern jederzeit zu achten und zu unterstützen, wenn sie bedürftig sind« (Artikel 29,1). Artikel 29 legt auch fest, daß jedermann die Pflicht habe, seiner nationalen Gemeinschaft zu dienen und die Sicherheit des Landes, dessen Staatsbürger er sei oder in dem er sich aufhalte, nicht zu gefährden und die nationale Unabhängigkeit und die territoriale Integrität seines Landes zu bewahren und zu stärken und einen Beitrag zu seiner Verteidigung zu leisten.

Von Intervention ist da nicht die Rede, in den Kriegsrechtfertigungen der westlichen Welt hingegen schon. Machtpolitik, Invasionen, Besetzung fremden Territoriums gibt es seit Anbeginn der Geschichte, aber die westliche Selbstlegitimierung zur militärischen »humanitären Intervention«, um anderswo die Menschenrechte zu schützen, ist eine Erscheinung unserer Tage. Die Ausübung direkter Herrschaft ist seit dem Ende der Kolonialzeit nicht nur nicht mehr *à la mode,* sondern einfach zu teuer, sie rentiert sich nicht mehr. Der Druck auf Konformität mit westlichen hegemonialen Vorgaben mittels Menschenrechtsideologie ist eine flankierende Strategie der Untergrabung staatlicher Souveränität. In Außereuropa wehrt man sich gegen diese hegemoniale Ideologie des Westens. So betont die Erklärung von Bangkok in den Artikeln 4 und 5 das Recht der Staaten auf Souve-

ränität und territoriale Integrität. Jedweder Versuch, die Einhaltung der Menschenrechte zur Bedingung für die Leistung von Entwicklungshilfe zu setzen, wird abgelehnt und die Erzeugung politischen Drucks durch die entsprechende Instrumentalisierung der Menschenrechte wird zurückgewiesen. In Artikel 6 der Erklärung von Bangkok wird darüber hinaus allen Ländern, ob groß oder klein, das Recht zugesprochen, ihre politischen Systeme selber zu gestalten, über die Nutzung ihrer Ressourcen frei und eigenständig zu entscheiden und bei der Gestaltung ihrer ökonomischen, sozialen und kulturellen Entwicklung ungehindert ihren eigenen Weg zu gehen.



Medaillon von Edwin Austin Abbey mit dem Zitat von Alexander Hamilton: »Justice is the End of Government. It is the End of Civil Society. It ever has been and ever will be pursued until it be obtained, or until Liberty be lost in the Pursuit«

Daß die Bangkok-Erklärung solch ein Gewicht auf die staatliche Souveränität legt, kommt nicht von ungefähr. Unter dem Stichwort »Weltrechtsprinzip« (Universal Jurisdiction) nahm in der letzten Dekade des 20. Jahrhunderts die seit längerem geübte Praxis juristische Form an, das nationale Strafrecht auch auf solche Sachverhalte anzuwenden, bei denen der Tatort nicht im Inland liegt. Wenn sich eine Straftat gegen nach dem Völkerstrafrecht geschützte Rechtsgüter richtet, können auch solche Täter zur Rechenschaft gezogen werden, die nicht die Staatsangehörigkeit des betreffenden Staates besitzen. Der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen richtete in diesem Sinne 1993 und 1994 Tribunale für Kriegsverbrechen ein, die im ehemaligen Jugoslawien und in Ruanda begangen wurden. 1998 wurde der chilenische Ex-Diktator Augusto Pinochet aufgrund des Ersuchens eines spanischen Richters für sechzehn Monate in London festgesetzt, weil ihm zur Last gelegt wurde, daß Sicherheitskräfte unter seinem Kommando zur Zeit der Militärdiktatur in Chile etwa 3000 Menschen umbrachten und viele Tausende folterten.

Die Verteidiger des Weltrechtsprinzips bringen vor, daß es für Tyrannen, Kriegsverbrecher und Massenmörder nun kaum noch einen sicheren Platz gebe, an dem sie sich einer Strafverfolgung entziehen könnten. Auch Kritiker des Weltrechtsprinzips wie Henry Kissinger gestehen zu, daß an sich nichts dagegen einzuwenden sei, wenn Kriegsverbrechen, Völkermord und Folter verfolgt würden. Schwerer wiegen in ihren Augen jedoch die Aushöhlung des Souveränitätsprinzips und der Mißbrauch des Rechts für politische Zwecke, was einen geregelten diplomatischen Umgang der Staaten miteinander langfristig unmöglich mache. So sagte die Vorsitzende der Kadima-Partei und ehemalige israelische Außenministerin Tzipi Livni im Dezember 2009 einen Vortrag in London ab, nachdem ein britisches Gericht einen Haftbefehl wegen angeblicher Kriegsverbrechen im Gaza-Krieg im Jahr zuvor gegen sie ausgestellt hatte. Man stelle sich ferner die Folgen für die freie Meinungsäußerung vor, wenn Islamkritik irgendwo zum »Haßverbrechen« erklärt würde. In Schweden und Großbritannien könnte das demnächst der Fall sein.

Recht kann grundsätzlich nur im Inneren einer politischen Gemeinschaft geltend gemacht werden. Solange es keinen Weltstaat und keine Weltregierung gibt, kann eine menschenrechtlich begründete »humanitäre Intervention« nur dann Legitimität gewinnen, wenn sie durch den Beschluß im Rahmen von überstaatlichen politischen Vereinigungen abgesichert ist. Alain de Benoist bringt mit seiner Kritik die Sache auf den Punkt:

Im Namen der als Ideologie mißbrauchten Idee der Menschenrechte werde in steigendem Maße die internationale Rechtsordnung außer Kraft gesetzt, die aus dem Westfälischen Frieden hervorgegangen sei. Die Verletzung von Menschenrechten diene als Begründung des Rechts – oder sogar der Pflicht – zur »humanitären Intervention« mit militärischen Mitteln. Mit anderen Worten: Der Präventivkrieg wird gerechtfertigt, obwohl er nichts anderes ist als der Angriffskrieg nach traditionellem Rechtsverständnis.

Der Verdacht liegt nahe, daß jeder Staat sich unter dem Vorwand, die Verletzung von Menschenrechten zu sühnen oder zu verhindern, das Recht anmaßen kann, sich in die inneren Angelegenheiten jedes anderen Staates einzumischen. Damit wird der politisch-militärische Interventionismus faktisch wieder eingesetzt, dem die Entkolonialisierung theoretisch ein Ende gesetzt hatte. Das »Recht« auf humanitäre Intervention, für das es keinen völkerrechtlichen Präzedenzfall gibt, birgt somit die Gefahr in sich, daß Staaten oder Instanzen, die vorgeben, im Namen der Menschenrechte und zum Wohle einer nicht näher bestimmten »internationalen Gemeinschaft« zu handeln, anderen Ländern ihre Weltsicht aufzwingen können. »Das Risiko der Entgleisung einer solchen Doktrin, die endlosen Kriegen den Weg ebnet, ist offensichtlich – aus Kriegsrecht, *jus in bello,* wird Recht auf Krieg, *jus ad bellum*« (de Benoist). Im Extremfall läuft eine »humanitäre Intervention« also auf nichts anderes heraus als das »Recht« der Stärkeren, also der Supermächte, Weltpolizei zu spielen, um ihre eigenen Interessen im Namen wohlklingender höherer Prinzipien durchzusetzen.

Die Gefahr, daß eine militärisch und ökonomisch führende Macht durch ihre Stärke in die Lage versetzt wird, ihre eigenen Interessen für diejenigen der Gesamtheit zu erklären, und im Namen der Menschenrechte militärisch interveniert, droht freilich nicht seitens Chinas oder Rußlands. Für militärische Interventionen benötigen sie keinen rechtfertigenden Rekurs auf die Menschenrechte, ihnen würde der einfache Verweis auf die nationalen Interessen genügen. Es sind vielmehr die USA, die bisher ohne UN-Mandat handelten, wie beispielsweise im Kosovokrieg 1999 und im Zweiten Irakkrieg 2003 als Anführer einer »Koalition der Willigen«. Ihrem Selbstverständnis als auserwählte Nation gemäß, deren »offenkundige Bestimmung« es ist, die Welt nach eigenen Maßstäben umzuformen, dürften die USA dies sogar als ihr gutes Recht betrachten. Ein ideelles Instrument, das ursprünglich der Legitimierung bürgerlicher Freiheit in nationaler Eigenart und staatlicher Souveränität diente, wird mehr und mehr dazu mißbraucht, zu zerstören, wozu es gedacht war.

Die amerikanische Berufung auf die Menschenrechte hat Tradition. Am Vorabend des Zerfalls des kommunistischen Imperiums dachte Zbigniew Brzeziński, das fleischgewordene Urbild des Kalten Kriegers, über Strategien einer »progressiven postkommunistischen Demokratisierung« der kommunistischen Welt nach. Die aktive Propagierung der Menschenrechte spielt in seinen kaum verklausulierten imperialen Vorstellungen eine zentrale Rolle.

Dabei ist völlig egal, ob in den USA Demokraten oder Republikaner am Ruder sind. John Kerry, Barack Obamas neuer Außenminister, hielt am 20. Februar 2013 eine Rede an der Universität von Virginia in Charlottesville, die alle sorgfältig lesen sollten, die sich für die Frage interessieren, wie sich hegemonialer Anspruch und Menschenrechtsrhetorik in den Vorstellungen amerikanischer Elite-Angehöriger verbinden: Unter Barack Obamas Leitung werden die USA weiterhin als die unverzichtbare Nation die Welt in ein zweites großes amerikanisches Jahrhundert führen, nicht weil die USA es so wollen, sondern weil die Welt die USA braucht. Märkte schaffen, universelle Rechte durchsetzen und für unsere Werte einstehen – dies ist die Hoffnung einer neuen Generation vernetzter Weltbürger (»interconnected world citizens«).

An Kerrys Pathos wird der quasi-religiöse Charakter der säkularen Menschenrechtsideologie offenbar. Nicht ohne Grund hüllt sich diese Heilslehre in eine legalistische Form: »Keiner ist solch ein Legalist wie der tüchtige Säkularist« (Chesterton). Daß sie scheitern wird, hat jedoch der pragmatischste US-Präsident des 20. Jahrhunderts, einer der klügsten Köpfe der amerikanischen Politik, Richard Nixon, schon 1994 vorausgesagt: »Chinas wirtschaftliche Macht läßt amerikanische Belehrungen über die Menschenrechte unklug erscheinen. Binnen eines Jahrzehnts werden sie irrelevant sein. Binnen zweier Jahrzehnte sind sie lächerlich«.

Literaturhinweise:

Thomas Bargatzky: »Amerika – Hegemon und Samariter«, in: *Sezession* 53 (2013);

Alain de Benoist: *Kritik der Menschenrechte. Warum Universalismus und Globalisierung die Freiheit bedrohen,* Berlin 2004;

Ian Black, Ian Cobain: »British court issued Gaza arrest warrant for former Israeli minister Tzipi Livni«, in: *The Guardian,* 14. Dezember 2009;

Zbigniew Brzeziński: *Das gescheiterte Experiment. Der Untergang des kommunistischen Systems,* Wien 1989;

Gilbert Keith Chesterton: »The Hammer of God« (1910), in: *Father Brown: A Selection,* Oxford 1995;

Samuel P. Huntington: *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order,* New York 1996;

Henry Kissinger: »The Pitfalls of Universal Jurisdiction«, in: *Foreign Affairs,* Juli/August 2001;

Richard Nixon: *Beyond Peace,* New York 1994;

Kenneth Roth: »The Case for Universal Jurisdiction«, in: *Foreign Affairs,* September/Oktober 2001;

Peter Scholl-Latour: *Das Schlachtfeld der Zukunft. Zwischen Kaukasus und Pamir,* Berlin 1996;

American Anthropological Association: »Statement on Human Rights«, in: *American Anthropologist* 49, 1947;

Internationale Gesellschaft für Menschenrechte e.V. (Hrsg.): *Allgemeine Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen,* Frankfurt a.M. ohne Jahr.

Die Banalität des Bösen

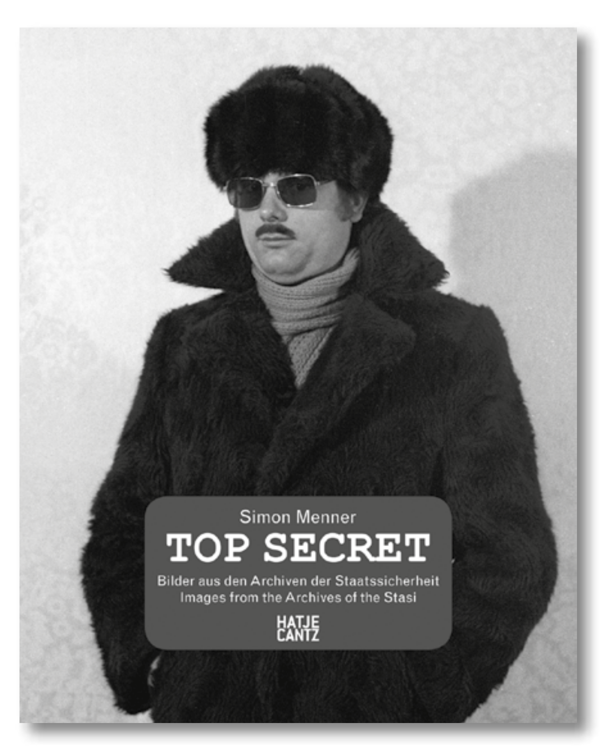
von Benjamin Jahn Zschocke

Meine Großmutter wurde wenige Wochen vor meiner Geburt im Sommer 1986 aus der Haft entlassen. Unschuldig saß sie zweieinhalb Jahre im Roten Ochsen, einem 1842 in Halle errichteten Gefängnismonumentalbauwerk aus rotem Backstein, in dem über hundert Jahre lang hauptsächlich Todesurteile vollstreckt wurden – ein Unort schlechthin. Erst viel später erfahre ich, daß sie eines von tausenden Stasi-Opfern ist, ihr Schicksal dem Übereifer eines historisch einmaligen Überwachungs- und Denunziationsdienstleistungsapparates verdankend. »Sie ist Meisterin der Verdrängung«, sagt mein Vater. Die DDR: das sind für mich blasse Photographien. Ich blättere in den von meiner Mutter angelegten Alben. Auf dem Küchentisch liege ich im Säuglingsalter, daneben sitzt eine noch nicht sechzigjährige, elegante Frau. Man sieht ihr das Erlebte an. Aber: »Die Wasser-und-Brot-Gefängniszeit hat mir gesundheitlich nicht geschadet«, sagt die 85-Jährige. Sie ist heute noch so elegant wie damals auf dem Photo. Für mich hat die DDR gedanklich den Farbton der Bilder in den Alben meiner Mutter. Aufgrund der damaligen Aufnahmetechnik sind diese Jahre für mich von einem grünlichen Beige-Schleier überzogen, der dem Bildgegenstand die Sättigung nimmt.

Genau diesen Farbwert finde ich im Bildband *Top Secret* wieder, das ist irgendwie vertraut. In zweijähriger Arbeit wühlte sich der Photo-Künstler Simon Menner durch die Reste der unerschöpflichen Mengen von Bildmaterial, die das ehemalige Ministerium für Staatsicherheit (MfS) in den Monaten vor und nach der Wende nicht vernichten konnte. Hier findet sich komprimiert und gesichtet, was den Säurebädern, Aktenvernichtern und Flammen entging.

Ich blättere darin, und aus den Bildern spricht die Banalität des Bösen. Dieselbe Banalität, mit der der DDR-Anwalt meinem Vater vor der Hauptverhandlung mitteilte, das Urteil gegen meine Großmutter liege längst in der Schublade. »Es ist aussichtslos, ich kann höchstens auf Formfehler achten«, sagte der Anwalt. »Wenn sie Glück haben, werden es etwas weniger als drei Jahre, oder vielleicht kommt eine Amnestie«. Sie kam nicht. Was kam, war eine lebensgefährliche Lungenentzündung infolge von Zwangsarbeit und Haftbedingungen sowie Tage der Ungewißheit danach, in denen Leben und Tod gleich wahrscheinlich schienen. Es ist dieselbe Banalität, mit der die Stasi-Mitarbeiter meinen Vater bei der Hausdurchsuchung nach Beweisen fragten, wohl wissend, daß es keine gab, während sie gewissenhaft und ehrfurchtslos die gesamte Habe meiner Großmutter durchwühlten. Wir sind doch nicht vom Reichssicherheitsdienst, sagten die Stasi-Mitarbeiter. Es ist dieselbe Banalität, mit der ein Spitzel meinen Vater in der Disko reizte, indem er betreffs der Inhaftierten betonte: »Die haben wir fertiggemacht!« Mein Vater bot ihm Prügel an: »Wenn Du mich anfaßt, lasse ich mich so fallen, daß Du mir mein ganzes Leben lang Rente bezahlst«, sagte der Spitzel.

Es ist dieselbe Banalität, die Simon Menner in seinem Bildband zeigt. Im Hauptsitz des MfS haben sich hochranginge Stasi-Funktionäre versammelt, um einem, der noch höher steht als sie, ihre Geburtstagsglückwünsche darzubringen. Selbst hier noch müssen sie sich beweisen. Alles Hundertfünfzigprozentige. Sie haben sich als die »Staatsfeinde« verkleidet, die sie beruflich, nein, mit der Seele, bekämpfen: Kirchenleute, Bürgerrechtler, Anwälte und Künstler, allesamt (potentielle) Abweichler des Systems, die auf ihren Einsatz hin in Bautzen, Hohenschönhausen oder Halle schmoren, oder ihnen gar den Tod verdanken. Eine staatsbürgerliche Pflicht. Nach 1989 wird klar, daß selbst die Stasi-Spitzel von Stasi-Spitzeln stasibespitzelt wurden. Es sind Szenen der Selbstbestätigung und Reinigung, die die eigene Schuld verklären sollen. Es ist immer und immer dieselbe Banalität, mit der die Angestellte eines Dresdner Krematoriums in Frauenhandschrift das Wort »Anatomieabfall« ins Einäscherungsbuch schreibt und damit die Leiche eines zuvor Hingerichteten bezeichnet. Beim stichprobenhaften Öffnen eines Sarges erstarrt das Personal: Der Kopf liegt zwischen den Füßen. Doch gemeldet wird es nicht – wem auch? – es wird schon alles seinen Grund haben. Die Banalität des Bösen ist die ahnungslose Naivität der tüchtigen Einfältigen. Es ist das von jeher existierende, in Deutschland so charakteristisch in legitimierende Verwaltungsstrukturen gefaßte Böse, das für jede Abhörmaßnahme eine Dienstanweisung kennt, für jeden Haftbefehl einen Formbogen, für jeden Hinrichtungsbeschluß einen Paragraphen und damit für jeden Zweifelsfall eine eindeutige und



Simon Menner: Top Secret. Bilder aus den Archiven der Staatssicherheit, *Deutsch und Englisch. Ostfildern: Hatje Cantz Verlag 2013. 128 Seiten, 16,80 €*

entpersonalisierte Lösung, die mit dem Gesetz vereinbar ist. Wir hatten keine Wahl, sagen die Täter (www.orte-der-repression.de).

231 Todesurteile wurden nach derzeitigem Forschungsstand bis zur Abschaffung der Todesstrafe 1987 in der DDR verkündet, 160 vollstreckt: mit dem Fallbeil bis 1950 im Roten Ochsen und bis 1956 am Münchner Platz in Dresden. Durch Genickschuß bis 1981 in der Leipziger Hinrichtungsstätte Alfred-Kästner-Straße. Während in der Altbauzeile der Südvorstadt Menschen ihren alltäglichen Geschäften nachgingen, erfuhren die Häftlinge im nach außen unsichtbaren Sicherheitstrakt, daß ihr Gnadengesuch abgelehnt wurde. Dann setzten sich die Paragraphen und Verordnungen in Bewegung, dann wurden Stempel gerückt und Unterschriften getätigt und am Ende trat der Scharfrichter an den Häftling heran und tötete mit »unerwartetem Nahschuß ins Hinterhaupt«. Es ging alles seinen sozialistischen Gang. Die Situation in den Neuen Bundesländern ist seitdem eine besondere. Anders als den Tätern von 1933–1945, begegnet man denen von 1949–1989 auf der Straße. Die SED sitzt nach zwei Umbenennungen auch in der neuen Legislatur wieder im Bundestag, quer durch die Parteienlandschaft ist der Rest der einstigen Würdenträger verteilt. Ein 2012 im Landkreis Dahme-Spreewald durchgeführtes Stasi-Überprüfungsverfahren des Kreistages förderte zutage, daß ein Abgeordneter der FDP und einer der NPD beim MfS aktiv waren. Von 1961 bis 1988 fertigte Gerhard Müller unter dem Decknamen »Emil« 97 Treffberichte an. Seine Akte wurde nie archiviert, sie endete wegen des Untergangs der DDR. Bis heute versteht das NPD-Mitglied seine damalige Tätigkeit als Dienst- und Staatsbürgerpflicht. »Ich sehe keinen Grund, mein Wahlamt niederzulegen«, sagt Emil (*Amtsblatt für den Landkreis Dahme-Spreewald.* 19. Jahrgang, Nummer 17. Lübben (Spreewald), den 29.6.2012).

Im Vorfeld eines ebensolchen Verfahrens sollten die Mitglieder des Chemnitzer Stadtrates zur selben Zeit eine Erklärung unterzeichnen, mit der sie bestätigen, nicht für die Stasi gearbeitet zu haben. Zwanzig Prozent der altersmäßig in Frage kommenden Stadträte verweigerten sich der Unterschrift. Dennoch wurde von der Stadtverwaltung ein Überprüfungsverfahren gegen alle betreffenden Stadträte eingeleitet, mit dem Ergebnis, daß die Oberbürgermeisterin von 45 überprüften Stadträten heute 39 negative Ergebnisse vorliegen hat. Die anderen sechs stünden irgendwie noch aus. Einer namentlichen Nennung verweigert sie sich bis heute.

Auf dem Gebiet der ehemaligen DDR herrscht ein trügerischer Frieden. Im Schatten der zivilreligiösen NS-Aufarbeitung bleibt die eigene Schuld meist unentdeckt. Und wenn doch jemand unangenehme Fragen stellt, sitzen noch genügend Alteisen in hohen politischen Ämtern, auf deren Hilfe man bauen kann. Alteisen etwa, wie Simon Menner sie zeigt. Auf einem Gruppenphoto haben sich hohe MfS-Funktionäre versammelt. Es sind die typischen Physiognomien aus Weichheit, Selbstwertkomplex und manischem Ehrgeiz: Truthahnhals und Topflappenfrisur, immer im Dienst, immer humorlos, immer unter Erfolgsdruck. Betrügergesichter, Heiratsschwindlergesichter, Kinderschändergesichter. Stasi ist eine Charakterfrage (www.simonmenner.com/pages/Stasi-Index.htm).

Meine Großmutter erzählt von den Monaten kurz vor der Wende. Im Krematorium des nahegelegenen städtischen Friedhofes fuhren wochenlang schwer beladene Lkw der Staatssicherheit ein. Stunde um Stunde gingen Kilometer von Akten durch den Schornstein und verschafften heutigen Würdenträgern eine weiße Weste, während sich im Kühlhaus die zur Einäscherung bestimmten Leichen stapelten. In einem Austauschprogramm von Nord nach Süd und von Süd nach Nord bezogen ab 1989 eigenartig stumme und distanzierte Leute aus Rostock oder Schwerin plötzlich Eigenheime in Mittweida oder Marienberg. Keiner wußte, wo diese Leute früher gearbeitet hatten. Nur der Dialekt verriet die Herkunft. Das identische Bild im Norden. In Wismar oder Neubrandenburg tauchten dieselben Typen auf: Truthahnhals und Topflappenfrisur. Sie stammten aus dem Erzgebirge oder der Lausitz. Dort wo sie jetzt wohnen, laufen sie ihren Opfern nicht so häufig über den Weg, sagt meine Großmutter.

Körper-Macht-Spiele

von Ellen Kositza

Die von Alice Schwarzer angezettelte und von zahlreichen Prominenten unterstützte Debatte für ein Prostitutionsverbot hat die politischen Lager gespalten. Wie hier politische Standpunkte von Weltanschauungsfragen überschattet (oder erhellt) wurden, das war so unterhaltsam wie lehrreich zu lesen. Schwarzers *Emma* wurde von links als »konservativ-feministisches Organ« gescholten, während man sich rechts einerseits auf die urmenschenmäßig angelegte, daher (und aus Gründen des »Freien Marktes«) zu konservierende Entlastungsfunktion der Institution Prostitution berief und andererseits auf die grundsätzliche Sittenwidrigkeit und Amoralität des Gewerbes rekurrierte.

Das von der rot-grünen Regierung 2002 in Kraft gesetzte Prostitutionsgesetz – europaweit eins der liberalsten – hatte die »Sexarbeit« zu einem normalen Beruf geadelt, in dessen Rahmen einklagbare Entgeltforderungen (von Seiten des Freiers wie der Gefreiten) begründet werden können, außerdem können sich Prostituierte in den gesetzlichen Arbeitslosen- und Rentenkassen versichern. Davon sehen die sogenannten Sexarbeiterinnen weitestgehend ab. Dafür sprießen die professionell gemanagten Flat-rate-Einrichtungen (»Komm so oft du kannst! Nur zu Hause ist es günstiger!«), der Marktwert ist – interessanterweise parallel zu dem des toten Fleisches in den Metzgereien – drastisch gesunken. Seit die »Vermittlungstätigkeit« nicht mehr strafbewehrt ist, fungiert der Zuhälter als seriöser Makler.

Vordem wurde Prostitution als sittenwidrig eingestuft, diese Geltung hat sie in den meisten Ländern bis heute. Das manches deutsche »Jobcenter« Sexarbeitsangebote vermitteln wollte, entschuldigten die Verantwortlichen als versehentliches »Durchrutschen«: eine halbseidene Inkonsequenz.

Die Debatte sei verlogen, sagen die einen wie die anderen, je mit guten Gründen. Die einen argumentieren, kaum ein Kunde, der sich auf einen Vertrag zwischen mündigen Bürgern beruft, würde bei seiner Frau oder Tochter diese »Berufswahl« tolerieren. Die anderen nennen den Ächtungsaufruf verlogen, weil es »das« – mit romantisierendem Unterton: »das älteste Gewerbe der Welt« – schon immer gegeben habe und geben werde. Und sei es nicht redlich, Dinge, die eh stattfinden, aus dem Untergrund in die genehmigte Sphäre zu erheben? Zur Not deswegen, um den Auswüchsen Herr zu werden?

Die konkrete Debatte verschleiert, um was es wirklich geht: Um Macht. Wer herrscht, wer diktiert? Wer wird beherrscht, wem wird diktiert? Alice Schwarzer sagt, die Huren seien – da oft zwangsrekrutiert, da häufig nur unter Drogen imstande, ihren Arbeitsalltag zu bewerkstelligen, da zum großen Teil in der Kindheit mißbraucht und dieses Schema nicht verlassend könnend – Opfer eines Handels, der nur in oberflächlicher Sicht auf Einvernehmlichkeit beruht.

Freier entgegnen, der Feminismus habe ursächlich Schuld, da man mit diesen komplizierten, weil indoktrinierten Normalfrauen von heute nicht auf seine Kosten käme. Überdies seien die für ihre Dienstleistungen bezahlten Frauen die eigentlichen Herrinnen: über das wie und wieweit, über den Preis und das Überhaupt.

Wir müssen ausgreifen. Die Trennung zwischen Sexualität und Fortpflanzung, die uns selbst in frommer Ehe heute als Normalität erscheint, ist eine junge Erscheinung. Womöglich ist es ein alter Menschheitstraum, der vor gut einem halben Jahrhundert wahr wurde: Die zuverlässige Entkoppelung des Aktes von seinen naturgegebenen Folgen. Europäische Kinder sind allermeist Wunschkinder. Der Grazer Physiologe Ludwig Haberlandt, der entscheidende Vorarbeiten zur Entwicklung der »Pille« lieferte, hatte schon 1931 angeführt, daß »die hormonale Sterilisierung des Weibes wesentlich beitragen wird zur Erreichung jenes idealen Zustandes in der menschlichen Gesellschaft, von dem schon Siegmund Freud (1898) folgendes geschrieben hat: ›Theoeretisch wäre es einer der größten Triumphe der Menschheit, wenn es gelänge, den Akt der Kindererzeugung zu einer willkürlichen und beabsichtigten Handlung zu erheben‹«.

Carl Djerassi, dieses dichtende und erfindende Beinahe-Universalgenie, der gerade seine »allerletzte«, fulminant zu lesende Autobiographie (*Der Schattensammler,* Innsbruck/Wien: Haymon 2013, 479 S., 24,90 €) veröffentlicht hat, Djerassi, jene mittlerweile neunzigjährige »Mutter der Pille«, hat in seinem 1998 uraufgeführtem Theaterstück *Unbefleckt* eine Vision vorgelegt: Nach der (heutigen) Ära des Sex ohne Fortpflanzungsabsicht folgt das (künftige) Zeit-

alter der Fortpflanzung ohne Sex. Demnach legen junge Männer und Frauen ihr persönliches Reproduktionskonto an, das aus gefrorenen (»kyrokonservierten«) Eizellen und Spermien besteht. Wenn sie ein Baby wollen, gehen sie, längst sterilisiert, zur Bank – und heben ab.

Dieser Plan ist menschenmöglich, technisch auch, und er ist marktdenkbar. Er erscheint pragmatisch. Kein Vereinbarkeitsgedöns mehr, kein Karriereknick, stattdessen ein Wunschkind mit 45 oder 50 Jahren, wenn die berufliche Laufbahn in trockenen Tüchern ist.

Was das mit Prostitution zu tun hat? Es ist die Entkoppelung. Zwischen Liebe, ihren herkömmlichen, religiös oder wenigstens sittlich fundierten Ingredienzien (Ausschließlichkeit, Verantwortung, Treue, Ewigkeit), dem situativen Begehren und dem reproduktiven Wunsch.

Das situative Begehren ist der Markenkern und das Warenförmige an der Sache. Prostitution im Zeitalter des Kapitalismus hat viele Facetten. Der Schwarzer geht es nicht allein um die Elendsprostitution (den notorischen »Straßenstrich« und die von wuchtigen Männern bewachten Etablissements), sondern auch um die sich hochpreisig handelnde Ware Frau, die nicht käuflich oder angetraut, zur strengen Hüterin der Pforte worden ist. Was auf (weibliches) Selbstbewußtsein, Überlegt- und Überlegenheit hinweisen könnte, darf genausogut als simpler, roher Marktmechanismus gedeutet werden. Die Frage ist nicht mehr: »wer verdient meine Hingabe?«, sondern: »was springt für mich dabei heraus?«

Die *Süddeutsche Zeitung* – während man den Artikel im Netz abruft, ploppt eine Werbung von Cartier auf, »Love has a colour and a name«, eine Reklame für Juwelenringe, die sich mit einiger Sicherheit kein Mann auf den Finger stecken würde – berichtet über einen italienischen Prostituiertenring, in dem sich die beteiligten Teenager »nicht als Opfer, sondern als ziemlich cool« fühlten: »Zufällig wollen die Mädchen im Internet auf die Verdienstidee gekommen sein, Azzurra (16) habe im Netz die Kenntnisse erworben und dann Aurora (14) angelernt. 300 Euro war der Preis für beide.« Gemäß Umfragen ließen sich Mädchen häufig für sexuelle Handlungen gegen *cash* überzeugen. Von 3000 befragten Schülern gaben 25 Prozent an, an ihrer Schule prostituierten sich Mädchen, sehr verbreitet fanden das sogar 15 Prozent. Ein Jugendpsychiater meint: »Sie verbinden Sex nicht unbedingt mit



Schwarzers Vorstoß: Teil des Emma-*Covers vom November/Dezember 2013.*

zehn Freiern dienen muß, um am Ende des Tages abzüglich Miete und Provision hundert Euro auf der Hand zu haben, die sie zur Hälfte der darbenden Familie in Zweit- und Drittweltländern überweist, sondern um jene »Escort«-Lady, die Fußballhelden, Starmoderatoren, Politikern oder kranken Künstlern als Gespielin für »höhere Ansprüche« dient. Die Bedeutung der chanelgewandten, gutfrisierten Junghure als ikonographisches Bild für eine Heerschar von konsumfixierten oder schlicht anerkennungsbedürftigen Mädchen ist nicht zu unterschätzen.

Der genitale Spaß, den »die doch auch haben«, dürfte geringzuschätzen sein gegenüber der Macht, den jene *grandes horizontales* ausüben. »Die Prostituierte ist nicht, wie Feministen beklagen, das Opfer von Männern, sondern viel eher deren Eroberer«, sagt die furiose libertäre Anti-Feministin Camille Paglia. Die typische, die erfolgreiche Hure, so Paglia, habe das Befehlskommando inne: sowohl über ihr eigenes Leben als auch über ihre Klienten.

Das hieße: die Rolle des Mannes als Eindringling, als Eroberer und Überwältiger hat sich gewandelt wie die der Frau, die, einerlei ob Gefühl, Beziehung, nicht einmal Vergnügen. Für sie ist er etwas, das Macht verleiht.«

Über Jahrtausende gab es zwei existentielle Bewährungsproben für Frau und Mann, zwei Grenzsituationen: Krieg und Geburt. Beides war schmerzbewehrt, beides wurde nicht selten mit dem Leben bezahlt. Der Krieg, selbst das tätige (nicht virtuelle) als-ob, ist unseren Gefilden fern, die schmerzhafte Geburt kann heute leichterhand abgewendet werden, kassengestützt: im ärgsten Fall durch Abtreibung, normalerweise durch Kaiserschnitt (1991: 15 Prozent, 2012: 31 Prozent) oder betäubende Medikation. Warum hart, wenn smart ebensogut geht?

Zugleich ist der sexuelle Kitzel aus dem Bereich des Untergründigen und schwer zu berechnenden ins Verhandelbare geflohen. Der Millionenerfolg der sadomasochistischen *Shades of Grey*-Saga mit seinem eisernen »contract sexuelle«, der die (weiblichen) Unterwerfungsbedingungen paragraphengenau festschreibt, spricht Bände. Sex, Schmerz, oben, unten: der aufgeklärte Mensch ist seiner Treibe nicht ledig, aber er vermag sie zu »handlen«.

»Beherrscht sein«: ein vieldeutiger Zustand.

Immer wieder Rudolf Heß

von Stefan Scheil

Es ist eine völlig sachliche Feststellung: Rudolf Heß ist inzwischen ein Mythos. Im Mythos verbinden sich bekanntlich Dichtung und Wahrheit, Fakten und Deutungen zu einer unauflösbaren Einheit. Er kennt leidenschaftliche Gegner und Anhänger; der Umgang mit ihm ist irrational, bisweilen atavistisch. Beredter Ausdruck dieser Entwicklung im Fall Heß war die 2011 getroffene Entscheidung, ihn zu exhumieren, sein Grab in Wunsiedel aufzulösen und die sterblichen Überreste im Meer zu verstreuen. Getroffen wurde diese Entscheidung erklärtermaßen aus politischen Gründen, was Heß zu einem einzigartigen Fall macht. Es ist zwar schon vorgekommen, daß politisch unliebsame Personen nach ihrem Tod noch einmal aus dem Grab geholt wurden, um post mortem hingerichtet zu werden. Englands Lord-Protektor Oliver Cromwell war etwa so ein Fall. Aber einen Mann, der als politisch Verurteilter Jahrzehnte in Haft verbracht hat, dort starb, regulär begraben und fünfundzwanzig Jahre später ohne einen politischen Umbruch wieder ausgegraben wurde, um aus politischen Gründen physisch endgültig vernichtet zu werden, kannte die Weltgeschichte bis dahin noch nicht.

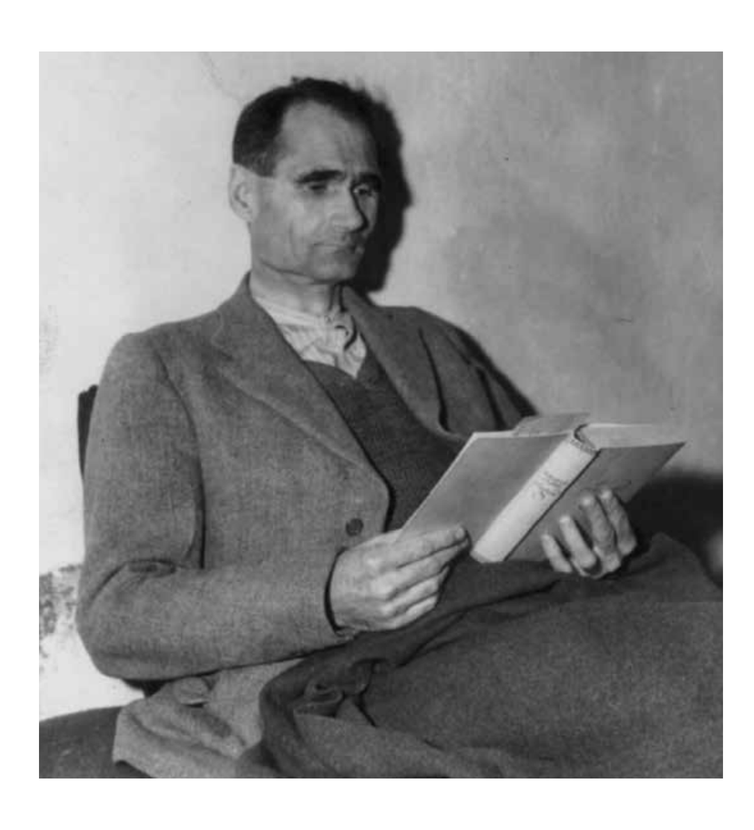
Das liegt natürlich nur zum Teil an der Person Heß. Einen großen Beitrag zu dieser Situation leistet der allgemeine geschichtspolitische Umgang der Bundesrepublik mit der NS-Zeit. Sie ist gewissermaßen der dunkle Mythos, von dem sich die gesamte Republik umfassend zu distanzieren und zu unterscheiden versucht. In dieser Sache hat sich die Tonlage in den letzten Jahrzehnten stetig verschärft. So hatte Richard von Weizsäcker im Manuskript seiner berühmt-berüchtigten Rede zum 8. Mai 1985 als vierzigjährigem Jahrestag der Befreiung ursprünglich noch eine Passage stehen, in der die Freilassung von Rudolf Heß befürwortet wurde. Die Deutung der Niederlage als Befreiung und die Freilassung von Heß hätten zusammengenommen vielleicht einen entspannteren Umgang mit der Vergangenheit einläuten können. Davon blieb nach der Überarbeitung nur noch die bekannte Anklageschrift übrig, in der Weizsäcker so gut wie allen attestierte, alles gewußt und gewollt zu haben.

In diesem Geschichtsbild blieb für die Freilassung von Heß kein Platz mehr. Der ehemalige Stellvertreter des Staats- und Parteichefs ragte wegen seines abenteuerlichen Schicksals allerdings auch besonders heraus. Sein geheimnisumwitterter Flug, die gesperrten Akten zu diesem Thema, die endlose Einzelhaft, die Debatte um die Freilassung und schließlich der Tod, den viele für einen Mord halten: Stoff für Spekulationen gab es in diesem Fall reichlich.

Immer wieder tauchten neue Dokumente auf. Zuletzt konnte das Auktionshaus Alexander Historical Auctions im amerikanischen Chesapeake City im September 2013 ein mehr als dreihundert Seiten starkes Ensemble von Heß-Papieren anbieten. Der geforderte Mindestpreis des anonymen Anbieters betrug stolze 300.000 Dollar, die allerdings niemand zahlen wollte. Man hätte für dieses Geld Dokumente bekommen, die Heß in der Haft geschrieben hat. Ihr Überlieferungsweg ist nicht völlig klar, aber die Hinweise deuten auf einen der Wachsoldaten hin, der Heß sowohl in Großbritannien als auch während des Nürnberger Prozesses beaufsichtige.

Die Handschriften gelten Experten als echt, es handelt sich zum Teil um bereits an anderer Stelle bekannt gewordenes Material. Ein Teil ist aber auch neu und enthält brisante Informationen. So erwähnt Heß in einer Passage eines Briefs an den Herzog von Hamilton ein Versprechen an Hitler: »Ich habe dem Führer übrigens auf mein Wort versprochen, daß ich keinesfalls Selbstmord begehe. Er weiß, daß ich dies halte.« Dies ist das bisher klarste Signal dafür, daß der Englandflug tatsächlich mit Hitler abgesprochen war. Mit der Offenlegung dieses Versprechens gab Heß aber auch ein deutliches Signal an seine britischen Kontakte. Sie brauchten sich keine Hoffnung zu machen, seinen Tod gegebenenfalls als Selbstmord tarnen zu können.

Für ein Mitwissen Hitlers beim Heß-Flug hat schon immer viel gesprochen. Hitlers Stellvertreter galt vielen als zu loyal für ein solches Unternehmen auf eigene Faust. Der während der Vorbereitung des Englandflugs ins Vertrauen gezogene Leiter der Auslandsorganisation der NSDAP, Ernst Wilhelm Bohle, gehörte beispielsweise zu jenen, die an ein Mitwissen des Staatschefs in dieser Angelegenheit geglaubt hatten und auch nach dem Ereignis noch davon ausgingen. »Er glaubte, der Führer mache durch Heß Frieden mit England ohne Ribbentrop«, ließ er



Vom Spieler zum Spielball – Rudolf Heß in alliierter Haft

später Joseph Goebbels wissen. Hitlers Außenminister Ribbentrop wußte von diesen Vorbereitungen seinerseits tatsächlich nichts, war aber an anderen Versuchen beteiligt, mit der britischen Seite ins Gespräch zu kommen. Im Sommer 1940 gelang es auch, wenigstens Lord Lothian, den britischen Botschafter in Washington, davon zu überzeugen, das deutsche Angebot sei »überaus zufriedenstellend«. Gegen die in London herrschende Kriegspartei um Churchill konnte der sich aber nicht durchsetzen.

Daß es von deutscher Seite viele solcher Kontaktversuche gab, von der britischen Seite aber keinen einzigen, zumindest keinen ehrlichen, ist in der Forschung lange bekannt. Spätestens Rainer Schmidt hat 1997 in seiner Habilitationsschrift *Botengang eines Toren?* (sicherheitshalber noch mit einem Fragzeichen versehen) gezeigt, daß dies auch für Rudolf Heß gilt. Wahrscheinlich ist Heß einem britischen Manöver auf den Leim gegangen. Er glaubte, auf den britischen Inseln landen, verhandeln und wieder zurückfliegen zu können.

Bedeutender Teil des Heß-Mythos ist dieses deutsche Friedensangebot, das Heß bei seinem Flug nach Großbritannien im Mai 1941 mit im Gepäck gehabt haben soll. Alle Jahre wieder erscheint ein neues Buch zu diesem Thema. Jüngst zog mit Peter Padfield ein recht bekannter Historiker nach: Sein Werk über *Heß, Hitler und Churchill* trägt den Untertitel *Der eigentliche Wendepunkt des Zweiten Weltkriegs* (480 S., 32,70 €). Hitler habe via Heß Frieden angeboten, Churchill sich aber für den Krieg bis zum Sieg entschieden. Dies sei, so Padfield gegenüber dem *Daily Telegraph,* eine hoch moralisch motivierte Entscheidung gewesen.

Daran ist sicher so viel richtig: In London sah man kein Friedensangebot. Man sah einen deutschen Diktator, der Rückzüge aus Westeuropa anbot, weil er mit einem schönen Stück polnischer Beute davonkommen wollte. Das wollte man nicht zulassen und war der Meinung, ihn bereits recht zuverlässig vor der Flinte zu haben. Der amerikanische Kriegseintritt konnte im Frühjahr 1941 als beschlossene Sache gelten. Die Spannungen zwischen Deutschland und der UdSSR wuchsen ebenfalls längst. Die britischen Inseln waren nach dem Abwehrerfolg in der Luftschlacht um England und der sowieso uneingeschränkten Seeherrschaft vor einer Invasion sicher. Den Preis für einen Krieg bis zum Ende würde demnach Kontinentaleuropa zahlen, nicht Großbritannien. So war es auch immer gewesen, wenn es gegen Spanien oder Frankreich ging, dies beschwor Premier Churchill gern und regelmäßig. Inwiefern diese Überlegungen moralisch zu nennen sind, bleibt eine aparte Frage.

Immerhin stellen diese Informationen und die immer neuen bekannten Details einen Teil des oben erwähnten dunklen Mythos in Frage. Die Führungsspitze im Dritten Reich wußte ganz genau um die Aussichtslosigkeit des Krieges und ergriff frühzeitig Initiativen, um ihn zu beenden. Mystische Vorstellungen über angeblich geplante deutsch-nationalsozialistische Welteroberungen mögen die Phantasie anregen und sogar Teil aktueller »politischer Bildung« werden. Von den Fakten werden sie nicht gedeckt. Diese Fakten sind im übrigen längst umfassend bekannt. Es ist überhaupt nicht zu erwarten, daß die Freigabe der noch gesperrten Heß-Akten im Jahr 2018 viel neues bringen wird. Dennoch braucht es wenig Phantasie für die Prophezeiung, daß bis dahin und erst recht danach noch viele Heß-Bücher mit spektakulären Ansprüchen erscheinen werden. Ein Mythos will schließlich gepflegt werden.

Wagner – Blick zurück auf den lästigen Jubilar

von Sebastian Hennig

Jahrestage sind das Gebläse jenes Kraftwerks, worin eine Kulturindustrie unser kostbares Überlebensmittel Kunst verheizt und so deren verstörende Intensität zu wohliger Wärme drosselt. Was zu sperrig für die Feuerluke ist, wird gebrochen.

Auf die großen Jubiläen dieses Jahres angesprochen, meinte der Kapellmeister des Leipziger Gewandhausorchesters, Riccardo Chailly, weder Verdi noch Wagner bedürften des Anlasses, da sie auf immer Bestandteil des Universums seien. Dabei fand es der Mailänder nicht einmal nötig, seine Aussage auf das Reich der Kunst einzugrenzen. Wo käme ein solches Bekenntnis heute über deutsche Lippen gleichen Ranges? Unbefangene Verehrung zeigt sich auch bei unseren tschechischen Nachbarn. So feierte die Nordböhmische Philharmonie im Kulturhaus der Stadt Aussig (Ústí nad Labem) im Februar des Jahres die Heroen der vaterländischen Musik. Aufgeführt wurden Arien und Chöre zum Geburtstag der »Bedeutenden Komponisten Giuseppe Verdi und Richard Wagner«, wie es in tschechischer Sprache gleichermaßen sachlich wie huldigend auf dem Plakat zu lesen stand. Etwas auswärts vor den Toren der Stadt Aussig thront die Burgruine Schreckenstein auf einem Felsen über der Elbe. Hier oben überfiel den jungen Wagner die Eingebung zum »Tannhäuser«. Eine Gedenktafel an der Mauer ist erhalten geblieben. Das stille Plätzchen läßt mehr vom Geist Wagners anklingen, als die so geräuschvollen wie museumspädagogisch niederschwelligen Gedenkstätten hierzulande.

Erwartungsgemäß taucht der Name Wagners im Jubiläumsjahr häufig auf im Theaterprogramm, den Verlagsankündigungen und Ausstellungsverzeichnissen. Der Anekdotenreichtum eines bewegten Lebens und die musikalischen Herausforderungen bieten mannigfach Gelegenheit zur Profilierung. Nur im seltenen Fall entfalten sekundäre Literatur und aktuelle Inszenierung den Kern des Werkes oder tragen auch nur ansatzweise zur Erkenntnis über ihn bei. Doch auch der dauernde Wert dieser Kunst bedarf inmitten der Vergänglichkeit der Tage einer bestätigenden Tat. Es müssen ihm immer wieder große Durchbrüche im aktuellen Spielplan bereitet werden. Dabei lassen sich Aufführungen von Wagners Werken nicht in der Routine des Spielplans erledigen. Die Anforderungen sind sowohl in musikalischer wie in szenischer Hinsicht gewaltig. Allein der gute Wille reicht dazu nicht aus. Wenn es aber an diesem grundsätzlich mangelt, dann laufen die schönsten Fähigkeiten ins Leere.

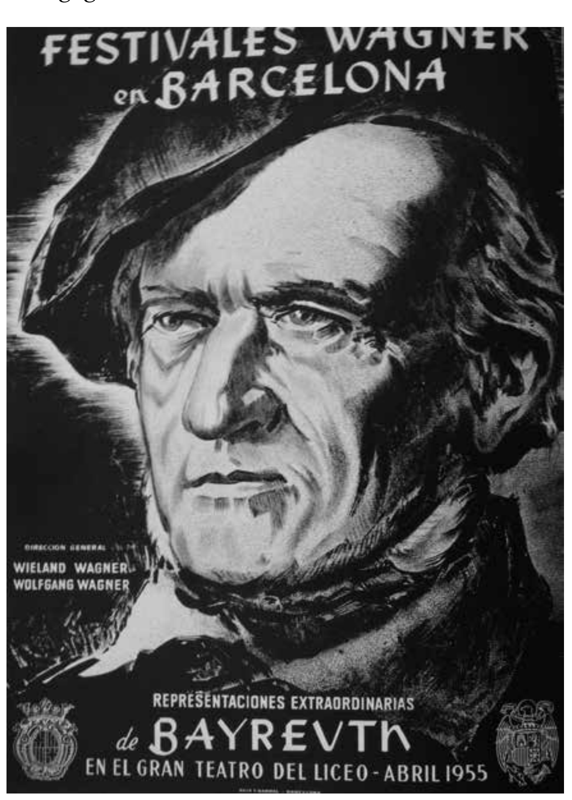
Wagners Einhergehen und Hervorgehen mit und aus der deutschen Selbstfindung macht seine Mitteilungen für die gegenwärtige Bundesrepublik Deutschland unverdaulich. Auf der aktuellen Briefmarke der Deutschen Post ist seine Büste rosafarben. Das erinnert an die amerikanischen Gefängnisse, in denen die Virilität der Insassen durch eine rosa Anstaltskleidung gedämpft werden soll. Hierzulande vermochte sich die der Wagnerschen Kunst innewohnende Kraft am ehesten dort auszudrücken, wo die äußere oder innere Not ihrer Entfaltung enge Grenzen vorgab, vorausgesetzt, die musikalischen Fähigkeiten der Interpreten waren den hohen Anforderungen gewachsen. Marek Janowski ist einer der besten Wagner-Dirigenten. Doch meidet er schon länger die Pulte der deutschen Opernhäuser. Fehlgeleiteten Materialschlachten oberhalb des Orchestergrabens ohne fördernde Beziehung zum Ausdruck und Sinn der Musik mochte er nicht länger zur Untermalung dienen. In der Berliner Philharmonie hat er im Sommer mit dem Rundfunk-Sinfonieorchester Berlin einen großen konzertanten Wagner-Zyklus mit der »Götterdämmerung« zum Abschluß gebracht. Da die Inszenierung landesweit versagt, im doppelten Wortsinne, betritt nun das Orchester mit den Sängern die Bühne. Eine halbszenische Aufführung des gleichen Werkes gab es am brandenburgischen Opernhaus in Cottbus. Ein um zahlreiche Gastmusiker verstärktes Philharmonisches Orchester des Staatstheaters musizierte auf einer Ebene mit den Sängerdarstellern, welche ihre Rollen mit seltener, archaischer Gewalt ausfüllten.

Der weltweiten Begeisterung für Wagners Kunst und einer immer noch vielfältigen Verlags-, Museums- und Theaterlandschaft bei uns haben wir es zu verdanken, daß doch Bemerkenswertes im Festjahr hervorgetreten ist. Pünktlich zum Geburtstag Richard Wagners hat Rüdiger Jacobs eine neue Textausgabe vorgelegt. In elf Bänden ist die schriftliche Hinterlassenschaft chronologisch ausgebreitet, samt Erstveröffentlichungen und Übersetzungen aus dem Franzö-

sischen. Ein zwölfter Band enthält Kommentare, Fassungen und eine Synopse, die auf der Doppelseite in vier Spalten biografische, künstlerische, wissenschaftliche, politische und historische Ereignisse in ihrer Gleichzeitigkeit nachvollziehbar macht. Die Diffamierung und Marginalisierung von Wagners ästhetischen und politischen Ansichten zehrt von der schweren Zugänglichkeit der Quellen. Die wenigsten haben die angeblich belastenden Aufsätze im Ganzen gelesen und im Zusammenhang ihrer Entstehung zu erfassen versucht. Mit dieser Ausgabe ist das einer breiten Leserschaft wieder möglich (*Neue Textausgabe Richard Wagner,* 12 Bände, 5400 S., 198 €, Dielmann und Projekte-Verlag 2013).

Bei der Betrachtung von Wagners Werken ist es üblich, sich rein selektiv nach der Ausrichtung des heutigen Zeitgeistes bei seinen schriftlichen Äußerungen zu bedienen. Der Musikwissenschaftler, Philosoph und Pianist Siegfried Gerlich dagegen geht unbeirrt den von Wagner selbst gelegten Fährten nach. Seine Studie *Richard Wagner. Die Frage nach dem Deutschen* (224 S., 24 €, Karolinger 2013) ist eine erhellende Handhabe zur Begehung des Labyrinths der Wagnerschen Schriften. Nicht Wagners Komposition und Dichtung ist Gegenstand der Untersuchung, sondern »Philosophie, Geschichtsdenken und Kulturkritik«. Einmal mehr wird deutlich, daß Deutschland nicht das Land der Dichter oder Denker, sondern der Dichter als Denker und der Denker als Dichter ist. So auch Richard Wagner, dessen Musik und Kulturpolitik die radikale Weiterführung der romantischen Poesie mit anderen Mitteln darstellt. Gerlich sieht in Wagner den Verkünder eines gleichermaßen unerreichten wie unversehrten geheimen und heiligen Deutschland, wie es auch Stefan George zur Forderung erhob und das Stauffenberg im Angesicht des Todes auf den Lippen führte. Wagner ist ein radikaler Vollender der reformatorischen deutschen Spielart einer großen europaweiten Renaissance des Menschlichen und des Geistes gegen den tötenden Universalismus und die sterile Abstraktion eines nationalstaatlichen Imperialismus aus römischer Abkunft. Wagners Vorstellung von einem Deutschland in förderaler Vielgestaltigkeit bei geistiger Einheit wird von Gerlich mit der Konzeption von Constantin Frantz verglichen, der feststellte: »Gäbe es in Deutschland nichts weiter, als viele kleine Staaten, – wie leicht wäre die Vereinigung! Nein, in Berlin und Wien liegt das Hindernis«.

Bezeichnenderweise fehlten während des Jubiläumsjahrs vor allem »Die Meistersinger von Nürnberg« im Premierenplan der Opernhäuser hierzulande. Die Amsterdamer Oper und die Salzburger Festspiele dagegen brachten Neuinszenierungen der heiteren Nationaloper der Deutschen heraus. Die Staatsoper Hannover machte kurzfristig zu Jahresbeginn einen Rückzieher. Statt einer mit Spannung erwarteten Neuinszenierung des 34-jährigen Regisseurs Benedikt von Peter wurde eine Übernahme aus Linz aufpoliert, die den Tiefpunkt in der Aushöhlung des Stückes markiert. Sänger in T-Shirts mit Städtenamen agierten vor einem riesigen Grafitti, das in -zig Sprachen und bunten Farben das Wort »Liebe« zeigte. Entsprechend sangen dann Hans Sachs und Chor zum Schluß die dümmlichste Pointe des Wagner-Jahrs: »Ehrt Eure wahren Meister« anstatt »… deutschen Meister«. Völlig verkannt wird dabei, daß diese Selbstauslöschung Fremden gegenüber in höchstem Maße unhöflich ist.



Plakat der Wagnerfestspiele in Barcelona, 1955

Welch ungeheurer Hochmut steckt in dem Vorsatz, unfaßbar und damit zugleich unangreifbar zu sein. Die peinliche Botschaft lautet: Wir sind nicht länger die Deutschen. Wir sind gemeinsam mit euch allen jetzt – die Wahren. Anstatt unser deutsches Wesen in der freudigen Selbstverständlichkeit zu leben, welche Wagners »Meistersinger« nahelegen, treten wir ein weiteres Mal als Pächter der Wahrheit auf.

Der einstige Weltkriegsgegner England blickt da ganz anders und viel nüchterner auf unsere Kostbarkeiten. Das Deutsche, hierzulande in krampfige Verstopfung zurückgedrängt, bekundet sich auswärts inzwischen als ein positiver Mythos. Vor zwei Jahren brachte David McVicar die Meistersinger zum ersten Mal auf die Bühne des berühmten Glyndebourne Festspielhauses in Südengland und wählte dafür das äußere Erscheinungsbild eines zu sich selbst gelangenden Deutschland, wie es aus den Befreiungskriegen gegen Napoleon erwuchs. Er wollte damit das Werk selbst wieder befreien »aus dem Gefängnis historischer Ereignisse, die nach seiner Uraufführung liegen«. Den Charakter des Stücks empfindet er als »menschlich, weise, warm und liebevoll«. Derselbe Ansatz in Kostüm und Inszenierung wurde in diesem Sommer für einen »Lohengrin« an der Walisischen Nationaloper in Cardiff gewählt.

Politik und Metapolitik

von Karlheinz Weißmann

Im ganz gewöhnlichen Schulbetrieb tauchen neuerdings Formulare auf, die alle möglichen Bezeichnungen mit Binnen-I schreiben, also »LehrerIn« statt »Lehrer«, »SchülerIn« statt »Schüler«. Der Philosoph Markus Gabriel, an sich ein kluger Kopf, erklärt seinen Lesern, daß zu den undiskutierbaren Voraussetzungen unseres Denkens die »Gleichheit aller Menschen« gehöre. Fragt man den »Tatort«-Zuschauer, wer es gewesen sein muß – der proletaroide Vorbestrafte mit Migrationshintergrund oder der blonde Knabe aus gutem Haus – dann wird er nicht zögern: natürlich war es der Blonde.

Wie ist das möglich? Warum empört niemanden die Verhunzung der deutschen Sprache? Warum belehrt keiner den professionellen Denker, daß bestenfalls von einer rechtlichen »Gleichheit aller Menschen« gesprochen werden kann, und selbst die eher Wunschtraum als Wirklichkeit ist? Warum verlangt man nicht, daß die notorische Bedienung von Antiklischees ein Ende haben solle?

Wir wissen die Antworten, und jeder von uns könnte die Liste, die ich begonnen habe, fortsetzen, sie um weitere Beispiele ergänzen, und es würde ein Bild unserer gesellschaftlichen Realität entstehen, das ebenso vertraut wie bizarr erscheint. Vertraut, weil wir mit den Details tagtäglich zu tun haben, weil Gendergerechtigkeit, Egalitarismus und Multikulturalismus zu den Selbstverständlichkeiten unserer Zeit gehören, bizarr, weil vieles von dem, was heute als Selbstverständlichkeit gilt, gar keine Selbstverständlichkeit ist, jedenfalls nicht im historischen oder im kulturellen Bezug, und nicht einmal dann, wenn man nur biographisch bedingte Vergleichsmöglichkeiten nutzt.

Die Selbstverständlichkeit ist eine behauptete, aber das besagt nichts über ihre Geltungsmacht. Die »Konsensmaschine«, von der Noam Chomsky spricht, arbeitet geräusch- und reibungslos, aber sie tut das äußerst effektiv und produziert Tag um Tag, Stunde um Stunde die Anschauung der Gesellschaft, das, was üblich ist, was nicht in Frage gestellt werden darf. Wer das trotzdem tut, kommt nicht zu Wort, oder, falls doch, dann sieht er sich dem kollektiven Unwillen ausgesetzt, weil er über die Sache selbst sprechen will, und, wenn er beharrlich bleibt, Verdächtigungen oder Vorwürfen: die Erwähnung sei »nicht hilfreich« oder »gefährlich«, oder, man wisse genau, wohin das führe – im Zweifelsfall nach Auschwitz.

Die Folgen sind absehbar: Einschüchterung, Selbstzensur, Verstummen, Resignation. »Kritikfähigkeit« oder »kritisches Bewußtsein« haben in unserer Welt jedenfalls dramatisch an Kurswert verloren. Das wäre in den sechziger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts kaum vorstellbar gewesen, als es dauernd darum ging, die bestehenden Verhältnisse »zu entlarven«, dem Spießer »die Maske vom Gesicht zu reißen«, den »heimlichen Lehrplan« aufzudekken und den großen »Verblendungszusammenhang« zu zerstören. Jeder, der intellektuell auf sich hielt, wollte das soziale System treffen, indem er seine Selbstverständlichkeiten als vermeintliche enthüllte, und vor allem die Diskrepanz zwischen Behauptung und Tatsache nachwies: die christlichen Werte waren nur vorgetäuschte, das Vaterland eine mörderische Angelegenheit, das Fremde besser als das Eigene, die Familie ein Hort der Repression, der Unternehmer ein Ausbeuter, die Schule kein Platz der Bildung, sondern der Dressur.

Selbstverständlich ging es nie um Kritik, das heißt Unterscheidungsfähigkeit, als solche. Immer war sie mit einer Absicht verknüpft, die über die Infragestellung hinausging. Denn es sollte die alte Selbstverständlichkeit durch eine neue ersetzt werden, und was uns heute als Normalität angedient wird, ist ganz wesentlich die Konsequenz des Erfolgs, den diese Strategie hatte. Die Etablierung der neuen Selbstverständlichkeit zeigte aber auch, daß die »zweite Aufklärung« keineswegs den allseits informierten, selbständig denkenden, mithin vorurteilslosen Bürger oder Genossen hervorbrachte, sondern daß es sich letztlich nur um eine andere Form der Einflußnahme handelte. Einflußnahme, um die Kontrolle über Begriffe, Denkgewohnheiten und innere Bilder zu erlangen, um über den vorpolitischen Bereich politische Macht zu erlangen.

Daß es darum und um nichts anderes ging, haben Kritiker der Neuen Linken früh gesehen, und auch prophezeit, daß die Linke als etablierte Linke sich genauso benehmen würde wie jede andere Gruppe an der Spitze der Pyramide, die alles tut, um dort zu bleiben und die anderen davon abzuhalten, ihr den Platz streitig zu

machen. Linke Weltanschauung hindert jedenfalls – trotz des humanitären Pathos, von dem sie trieft – keineswegs an rabiater Verteidigung gegen Konkurrenten, oder daran, gefährliche Gegner zu diskriminieren oder gleich dem »sozialen Tod« (Peter Sloterdijk) auszuliefern, vor allem aber den kulturellen Raum sorgfältig zu bewachen, über den sie ihren eigenen Aufstieg organisiert hat.

Wenn hier von einer etablierten Linken gesprochen wird, ist damit mehr gemeint als Kommunisten, Sozialisten, Sozialdemokraten oder Grüne auf Parlaments- oder Ministersesseln, und mehr als der Zugriff auf Posten in Verwaltung, Kirche, Medien oder Wirtschaftsunternehmen. Gemeint ist jeder Bereich, auf den linke Mentalität einwirkt, vom Kind, das aus dem Hort die Einsicht mitbringt, daß Hamburgerverzehr den Regenwald schädige, bis zum Schauspieler im Karriereknick, der sich für die Eisbären stark macht, von der Hausfrau, die den Hungerstreik von Illegalen unterstützt, bis zum Manager, der meint, daß es im Vorstand seines Unternehmens zu weiß zugehe, weshalb es bunter werden müsse, vom alimentierten Sozialhilfeempfänger, der seine finanziellen Forderungen als Anspruch vorträgt, bis zum Bildungsbürger, der von Inklusion schwärmt, vom Pfarrer, der gegen den NPD-Parteitag mobilmacht, bis zum CSU-Minister, der es für legitim hält, daß man im »Kampf gegen rechts« weiter geht, »als der Rechtsstaat eigentlich erlaubt«.

Der Begriff Mentalität wurde hier mit Bedacht gewählt, denn es geht um die Tiefenstruktur des Denkens, also das Zusammenspiel von Überzeugung und Empfindung, eine Menge jener Vorstellungen und Affekte, die Handlungen schon bestimmen, bevor wir eine bewußte Entscheidung treffen. Die Mentalität darf deshalb nicht mit Weltanschauung verwechselt werden, sie liegt vor dem Weltanschaulichen. Sie prägt die »mehr oder weniger ausgesprochenen Glaubensgewißheiten« (José Ortega y Gasset). Im allgemeinen handelt es sich um »weniger ausgesprochene«, die aber trotzdem die Haltung zum Recht genauso wie zur Ökonomie, zu geistes- oder naturwissenschaftlichen Problemstellungen, zu Moral- wie Geschmacksfragen mitbestimmen und natürlich auch die Entscheidung beeinflussen, ob der eigene Lebenszuschnitt eher konventionell oder unkonventionell ist, ob man Krawatte und Kleines Schwarzes trägt oder nicht, ob man blau, orange, gelb, grün, hell- oder dunkelrot wählt. Die Mentalität ist schwer faßbar, solange sie latent bleibt, erst wenn sie sich in Aktivität ausdrückt, wird das anders. Diese schlechte Faßbarkeit hat damit zu tun, daß die Mentalität unmittelbar zum Menschen gehört, nicht mittelbar, nicht schon durch die Reflexion gegangen ist wie ein religiöser Glaube oder eine Ideologie: »Mentalität ist eine Haut – Ideologie ist ein Gewand.« (Theodor Geiger)

Man könnte hinzufügen: Der Mensch spürt seine Mentalität im allgemeinen so wenig, wie er seine Haut spürt. Es sei denn, er fühlt sich nicht wohl in ihr. Das ist dann der Fall, wenn der Mensch an den Gewißheiten seiner Gegenwart irre wird. Die Gründe dafür mögen verschieden sein, aber im Kern lassen sie sich auf Diskrepanzerfahrungen zurückführen: die Erfahrung der Diskrepanz zwischen Sein und Sollen, zwischen Verheißung und Erfüllung, zwischen dem, was behauptet wird, und dem, was der tatsächlichen Erfahrung entspricht. Man empfindet die schöne neue Welt nicht als solche, und deshalb schlägt man sich auf die Seite der Neinsager.



Joseph de Maistre

Solches Verhalten ist für den Konservativen ungewohnt. Er hat eine klare Vorstellung von der Bedeutung der Tabus, der ungeschriebenen Regeln, all der kleinen und großen Gewohnheiten, die das Miteinander ordnen. Völlig ungewohnt ist es aber nicht. In seinen *Betrachtungen über Frankreich* schrieb Joseph de Maistre, es gehe bei aller Betrachtung der Politik immer auch um »Metapolitik«. Die verhalte sich zur Politik wie die »Metaphysik in bezug auf die Physik«. Die Formulierung verweist auf einen Vorläufer de Maistres, den Göttinger Historiker August Ludwig von Schlözer, der den Begriff Metapolitik zuerst gebrauchte, darunter aber das Gebiet der Staatsphilosophie verstand, während de Maistre unserem Verständnis näher kommt, wenn er schreibt, daß es der Metapolitik gar nicht um die offensichtlichen, sondern um die »verborgenen Grundlagen des Gesellschaftsaufbaus« gehe.

De Maistre interessierte sich für diese »verborgenen Grundlagen«, weil er zwar noch nicht den Begriff der Mentalität kannte, aber wohl die so bezeichnete Sache. Und als Zeitgenosse der Französischen Revolution hatte er einen ungeheuren Mentalitätswandel beobachten können. Er war noch in einer Welt groß geworden, der das Gottesgnadentum der Könige und die Privilegien der ersten Stände als genauso natürlich

galten wie die Unterordnung der Bürger und der kleinen Leute, die Verschiedenheit der Freiheiten wie der Pflichten, und er hatte erleben müssen, daß das alles in kürzester Zeit abgeräumt wurde, ersetzt durch die neue Religion der Menschrechte und die Predigt, daß alle Herrschaft, wenn überhaupt, dann durch das Volk legitimiert werden müsse, daß Gleichheit eine Lösung für jedes gesellschaftliche Problem biete und Unterscheidbarkeit zu bekämpfen sei, ganz egal, wo sie sich finde.

De Maistre hat auch sehr genau gesehen, daß der Umbruch von 1789 kein Betriebsunfall der Geschichte war. Denn der Revolution hatte



Antonio Gramsci

eine Kulturrevolution vorgearbeitet, die sich über fast ein Jahrhundert erstreckte, beginnend mit dem Rationalismus der Denker und den Welterklärungen der Enzyklopädisten, weiterlaufend über die Traktate der Popularisatoren, die Arbeit der Journalisten und die frechen Theaterstücke bis zu den Verabredungen der Logenbrüder und der Produktion von Flugblättern für die analphabetischen Bauern. Ernsthaft oder ironisch, belehrend oder unterhaltend, kompliziert oder vereinfacht hatte man die alternativen Ideen, alternativen Sitten, alternativen Moden unter die Menschen gebracht und den erwähnten Mentalitätswandel eingeleitet, der den Adel sentimental, den Klerus spöttisch, den Bürger selbstbewußt und den Bauern aufsässig machte, den einen das schlechte, den anderen das notorisch gute Gewissen einimpfte, und damit solchen Erfolg hatte, daß die tausendjährige Monarchie Frankreichs in Trümmer sank und der König unter dem Fallbeil endete, alle Privilegien aufgehoben wurden und fast eine Million Franzosen durch das Regime der Brüderlichkeit umkam. Die metapolitische Strategie der *philosophes,* so die Analyse de Maistres, hatte die »verborgenen Grundlagen« des alten Gesellschaftsaufbaus zerstört und gleichzeitig neue geschaffen.

Kein anderes Zusammenspiel von Metapolitik und Politik ist je so gründlich untersucht worden wie das im Fall der Französischen Revolution. Aber natürlich ist das nicht der einzige historische Fall dieser Art: Es gibt berühmte, etwa die Ausbreitung des Christentums im römischen Reich trotz Ächtung und Verfolgung, weil die Kirche im Untergrund überlebte, genährt vom Blut ihrer Märtyrer, und gleichzeitig die intellektuelle Auseinandersetzung suchte, insofern der Konstantinischen Wende vorarbeitete, die fast über Nacht eine abrupte und totale Veränderung bedeutete; und es gibt weniger berühmte, wie die Durchsetzung der Tory-Idee des »patriotischen Königs« im Großbritannien des 18. Jahrhunderts gegen die vorherrschende Whig-Ideologie, mit Konsequenzen für den Normalnationalismus der Insel bis in unsere Gegenwart. Zu den weniger berühmten gehört auch die Einflußnahme der Konservativen Revolution auf »alles, was scheinbar jenseits der Politik liegt, sie aber wesentlich bestimmt« (Edgar Julius Jung), die so erfolgreich war, daß selbst Diktion und Stil der Linken sich ihren Vorgaben unterwarf und das NS-Regime zu Beginn als Realisierung der KR mißverstanden werden konnte, da es sich seiner Zentralbegriffe bemächtigt hatte.

Was alle diese Beispiele verbindet, ist die Tatsache, daß es immer wieder relativ kleinen Denkgemeinschaften gelang, »die Fülle und Einheit einer großen Meinungsbewegung zu imitieren, ohne die Kohäsion und die Steuerung einer Verschwörung zu verlieren« und dafür zu sorgen, daß sich jeder »dem unterwarf, von dem er glaubte, daß es alle meinten« (Augustin Cochin), lange bevor das tatsächlich der Fall war. Erst angesichts dieses Befundes wird die These des Marxisten Antonio Gramsci zur Bedeutung der »kulturellen Hegemonie« plausibel, insofern es nämlich nie nur um die materielle Basis geht – Klassen-, Rassen-, Elitenkampf –, sondern um die »Revolution ohne Revolution«, darum, daß jede Gruppe, die sich politisch durchsetzen will, kulturell »führend« sein muß, »bereits bevor sie an die Macht kommt«.

Dieser These Gramscis wird bekanntermaßen sowohl von links wie von rechts zugestimmt. Aber genügt es tatsächlich, die Kontrolle über geistige Ressourcen zu erwerben, um die »implizite Ideologie« (Alain de Benoist) einer bestehenden Ordnung durch eine andere zu ersetzen, mit der Konsequenz, daß irgendwann die Machtverhältnisse wie ein Kartenhaus zusammenstürzen? Kann man Metapolitik treiben, indem man eine »Anderswelt« entwirft und bevölkert, mit Regeln und Verfassungen ausstattet, um sie gegen die nach wie vor bestehende auszutauschen?

Das ist schon für den Musterfall der Französischen Revolution zu bezweifeln. Denn die war eben nicht nur die Folge einer Subversion, die den Gegnern des Ancien régime die Deutungshoheit verschaffte, sondern auch die Konsequenz einer Menge an wirtschaftlichen, militärischen und diplomatischen Fehlleistungen, die sich die Eliten der Monarchie erlaubt hatten. Das heißt weiter, daß man den Erfolg des Grams-

cismus von links nicht einfach aus der kulturellen Potenz seiner Träger erklären kann, und den Mißerfolg des Gramscismus von rechts nicht aus kultureller Impotenz. Zur Erläuterung: Die kulturrevolutionäre Neue Linke existierte schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit, aber die Bedingungen der Ost-West-Konfrontation ließen die Entfaltung so wenig zu wie die triumphale Stimmung in den USA oder die depressive in Europa. Durchsetzen konnte sie sich erst im Zusammenhang mit der Etablierung der Konsumgesellschaft, dieser Mischung aus Kundenkredit, Hedonismus, Popmusik und Coke. Umgekehrt hatte die kulturrevolutionäre Neue Rechte eine gewisse Chance aufgrund der Katerstimmung nach ’68. Es gab nicht nur die terroristische Gefahr und die Ölkrise und den Bericht des Club of Rome, sondern auch eine wachsende Skepsis gegenüber Utopie und Emanzipation, was einem intellektuell fundierten Gegenkonzept Entfaltungsmöglichkeiten zu bieten schien. Aber die Bedingungen waren zuletzt doch nicht so günstig, wie man anfangs glauben durfte, und die Attraktivität der Supermarktzivilisation blieb ungebrochen, ganz gleich, wie viele kluge Bücher Alain de Benoist schrieb.

Was ist aus dem Gesagten zu folgern?

I. Metapolitik ist nicht alles. Metapolitische Strategien sind nur sinnvoll als Teil von politischen Strategien. Wer Metapolitik treiben will, muß Lagen analysieren und Machbarkeitsfragen stellen. Wenn es Metapolitik um den »Überbau« geht, dann nicht im Verständnis von philosophischer Wahrheitssuche oder Ideologieproduktion oder geistigem Glasperlenspiel oder wechselndem Interesse an Themen, die stimmungsmäßig »affizieren« (Carl Schmitt). Metapolitik interessiert sich zwingend auch für politische Praxis und deren Träger, eine ganz scharfe Trennung ist weder machbar noch wünschenswert, aber das Interesse besteht keinesfalls in dem Sinn, daß man glaubt, seine persönlichen oder ästhetischen Maßstäbe gegenüber der Politik zur Geltung bringen zu müssen, denn die sind persönlich und ästhetisch und mithin nicht politisch.

II. Metapolitik geht es um Einflußnahme. Einflußnehmen kann nur der, der gehört wird, oder der mindestens bereit ist, alles zu meiden, was dazu führt, ihm das Gehör zu versagen. Provokation und Konfrontation sind deshalb nur ausnahmsweise Mittel der Wahl. Metapolitik muß, um wirksam zu sein, anknüpfen können, muß sich mit verdeckten Widerstandspotentialen und verborgenen Wünschen befassen, muß das Naserümpfen meiden. Die Neue Linke hat ihren Siegeszug eben nicht angetreten, indem sie den Sozialismus propagierte und für das Sowjetsystem eintrat, sondern indem sie für die Bürgerrechte und gegen den Vietnamkrieg auf die Straße ging, die Frankfurter Schule beriet die Regierung Adenauer und hielt sich in den fünfziger Jahren sogar von der SPD fern, die Neue Rechte in Frankreich ließ kein Mitglied ihrer Organisation GRECE mit dem Keltenkreuz herumlaufen und revisionistische Literatur war tabu, Kritik der USA und Kritik des Christentums konnte man sich erlauben, weil es Möglichkeiten des Übergriffs auf das gegnerische Feld gab, und im Zweifel wurden Wahlempfehlungen zugunsten der Liberalen ausgesprochen.

III. Metapolitik ist eine mühsame Sache. Das hat damit zu tun, daß sie auf gedehnte Fristen setzt und die Unwägbarkeiten der Geschichte im Blick hat, was Geduld, Klugheit und Geschick voraussetzt. Wer meint, daß man es zwingen kann, wenn sich die Träger des Guten und Wahren nur anstrengen oder man Konventikel bildet, in denen jeder die »Sprache Kanaans« spricht, wer meint, daß alles an unserem Wollen hängt, daß es der Vorbereitung und des langen Atems nicht bedarf, der sollte sich fernhalten. Metapolitik ist unbedingt darauf angewiesen, den »Alltagsverstand« der Menschen ernstzunehmen, denn – noch einmal Gramsci – das »volkstümliche Element fühlt, aber es versteht oder weiß nicht immer, das intellektuelle Element weiß, aber es versteht und insbesondere fühlt nicht immer«.

IV. Metapolitik kennt keine Erfolgsgarantie. Das muß auf jeden Fall erkennen, wer dieses Feld in Deutschland seit längerem beackert. In welcher Weise der »hegemoniale Block« – zum letzten Mal Gramsci – konstruiert ist, bleibt unübersehbar. Schon die Links-Rechts-Selbsteinschätzung der Wähler spricht eine deutliche Sprache: während sich 1991 nur 23 Prozent der Bürger als »Linke« betrachteten, 58 Prozent als »Mitte« und 19 Prozent als »Rechte«, haben sich die Zahlen bis dato derart verschoben, daß wir es nun mit 37 Prozent auf der »Linken«, 56 Prozent in der »Mitte« und ganzen sieben Prozent auf der »Rechten« zu tun haben. Das heißt, daß der Kulturkampf von rechts auch in Zukunft aus einer Position der Schwäche geführt wird und die Einsicht darein allen anderen vorgeht, die Zielsetzung wie die Wahl der Mittel bestimmen muß.

Literaturhinweise:

Edward S. Herman/Noam Chomsky: *Manufacturing Consent,* London 1998;

Theodor Geiger: *Die Masse und ihre Aktion,* Leipzig 1926;

Joseph de Maistre: *Betrachtungen über Frankreich* [1796], zuletzt Wien 1991;

Edgar Julius Jung: *Über die Herrschaft der Minderwertigen und ihre Ablösung durch ein neues Reich* [1930], zuletzt Toppenstedt 2013;

Augustin Cochin: *Les sociétés de pensée et la démocratie modern* [1917], zuletzt Paris 1978;

Antonio Gramsci: *Gefängnishefte, Gesamtausgabe in deutscher Übersetzung,* 10 Bde, Hamburg 2012.

Ruhepuls am Abgrund

von Martin Lichtmesz

Bei den österreichischen Nationalratswahlen vom September 2013 errang die FPÖ nicht weniger als 20,6 Prozent Stimmenanteil. Die »Roten« (SPÖ) kamen auf 26,8 Prozent, die »Schwarzen« (ÖVP) auf 24,0 Prozent, womit die Österreicher erneut die ewigwährende rot-schwarze Koalition gewählt haben. Dies ist ein Endergebnis, das durchaus mit dem der deutschen Bundestagswahlen vergleichbar ist, bei denen die Unionsparteien 41,5 Prozent der Stimmen erhielten: *more of the same*. Daß die CDU immer noch als »konservativ« oder »centre-right« (so die englischsprachige Wikipedia) wahrgenommen wird, zeigt, wie sehr sich die Koordinaten des Spektrums nach links verschoben haben. Denn auch die »schwarze Republik« wird im Kern eine »linke« bleiben, wie Michael Paulwitz auf der Netzseite der *Jungen Freiheit* am 25. September anmerkte. »Korrekturen bei der aus dem Ruder gelaufenen Energiewende, der Einwanderungs- oder Umverteilungspolitik oder gar der Euro-Geldverbrennung braucht vom nächsten Kabinett Merkel niemand zu erwarten.«

Die Politik der »Roten« und »Schwarzen« unterscheidet sich in Deutschland von der in Österreich nur mehr marginal. Die Marschrichtung pro Euro, pro Brüssel, pro Multikulturalismus (im Rahmen einer »verfassungspatriotischen« Willensnation) wird nicht hinterfragt, allenfalls wird noch über Modalitäten der Abwicklung diskutiert. Selbstredend positioniert sich auch die FPÖ innerhalb des bürgerlich-liberalen Verfassungsrahmens. Das Parteiprogramm bekennt sich zu »Freiheit und Verantwortung des Einzelnen und der Gemeinschaft, zur Demokratie, zum freiheitlichen Rechtsstaat, zu den Prinzipien der Marktwirtschaft und der sozialen Gerechtigkeit.« Im Unterschied zu den anderen Parteien besteht die FPÖ jedoch auf einer »patriotischen« Füllung dieses Rahmens, auf einem »Österreich zuerst!«, auf »Verwurzelung« in »unserem Heimatland Österreich als Teil der deutschen Sprach- und Kulturgemeinschaft«, was ein Bekenntnis »zu unseren heimischen Volksgruppen« (im Plural!) sowie zu einem »Europa der freien Völker und Vaterländer« beinhaltet.

Das ist ein Programm, das der Generallinie der EU-Politik geradezu schroff entgegengesetzt ist. Denn die EU bietet keinen »Schutzraum für die kulturelle Substanz, für die Lebensformen und Besonderheiten, die Europa einzigartig machen«, wie Thorsten Hinz in der *Jungen Freiheit* (45/2013) formulierte, im Gegenteil: »Brüssel versteht sich mehr denn je als Durchlauferhitzer für eine universalistische Normierung und Gleichschaltung Europas. Die Völker sollen sich den Planspielen und Vorstellungen von Globalstrategen und -ideologen unterwerfen.« Die EU steht heute für »die forcierte Umwandlung des Kontinents in ein Experimentierfeld der Eine-Welt-Gesellschaft«, und es ist kein Wunder, daß Brüssel parallel zu seiner Finanzpolitik »kulturmarxistische« Programme fördert, die »Rassismus«, »Diskriminierung«, »Homophobie« und ähnliches bekämpfen sollen. Damit fußt die Macht der »Globalstrategen« auch auf der kulturellen Hegemonie egalitärer Ideologeme, die sich als allseits akzeptiertes »moralisches Gut« etabliert haben.

Dieser Zustand ist das Ergebnis einer langen historischen Entwicklung, die durch einen beständigen Rückzug der »Rechten« gekennzeichnet ist, wobei etwa von der Perspektive eines Joseph de Maistre aus gesehen mehr oder weniger alle heutigen »Rechten« im Grunde »Linke« sind. Am 22. August 1945 notierte Ernst Jünger: »Die Welttendenz hat seit langem eine Linksrichtung, die seit Generationen wie ein Golfstrom die Sympathien bestimmt. Die Linke ordnet sich seit über 150 Jahren die Rechte unter, nicht umgekehrt.« Jünger schrieb diese Sätze im Jahr des Sieges der USA und UdSSR über Europa, also im übertragenen Sinne der Zwillingsmächte des Sozialismus und des bürgerlich-liberalen Kapitalismus. Rudolf Burger schrieb, daß nach dem 1989 erfolgten Triumph des »menschenrechtlichen Universalismus der ›Freien Welt‹« über den »proletarischen Internationalismus« dem Westen kein »höheres Prinzip« mehr in Aussicht stehe, als »der laizistische, bürgerlich-liberale Verfassungsstaat mit Massendemokratie und Gewaltenteilung auf Basis einer kapitalistischen Ökonomie, sozialstaatlich vielleicht ein bißchen aufgeweicht, ökologisch supplementiert und durch Kunst am Bau ein wenig verschönert«, ein quasi alternativloses »Arrangement«, das nebenbei »das adäquate Gehäuse für jene Figur« sei, »die Nietzsche den ›letzten Menschen‹ nennt, der bei sich selbst das Glück gefunden hat, und dabei blinzelt«.

Aber auch hier ist kein »Ende der Geschichte« abzusehen. Einem hegelianischen Vervollkommnungsprinzip folgend, entfaltet sich der »menschenrechtliche Universalismus« stufenweise weiter, generiert aus sich selbst einen moralischen und hypermoralischen Vollzugszwang, bis zum heutigen Status des »Europa schafft sich ab« *ad majorem humanitatis gloriam*. So gesehen ist das Hauptverbrechen der »Rechtspopulisten«, daß sie eine veraltete Version des »bürgerlich-liberalen Verfassungsstaates« verfechten, und sich somit gegen das Fortschreiten des Weltgeistes versündigen. Während sie in einem präzisen Sinne »Demokraten« sind, wird ihnen von ihren Gegnern routinemäßig »Demokratiefeindlichkeit« unterstellt, womit gemeint ist, daß sie eine »falsche« Form von Demokratie verträten, nämlich eine, die immer noch die alte Stufe »Volk« statt »Menschheit« als zentralen Bezugspunkt annimmt, woraus der Vorwurf des »odium generis humani« abgeleitet wird, den man heute wohl mit »gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit« übersetzen müßte. Mit der Behauptung, die »höhere Moral« auf ihrer Seite zu haben, geben die Gegner der Rechten die Spiel- und Sprachregeln vor, und diese hat, sofern es die realpolitische Wirksamkeit angeht, gar keine andere Chance, als sich anzupassen. Damit stehen ihr nur zwei Möglichkeiten offen: entweder die von Antifa-Hexenjägern so gern bemühte »Mimikry«, was auch den Versuch der Aneignung und Umdeutung gängiger Begriffe bedeuten kann, oder aber die tatsächliche Übernahme der »korruptiven Gedankengänge« und damit die Selbstauflösung im Süppchen des Gegners. Gómez Dávila brachte es auf den Punkt: »Wer das Vokabular des Feindes akzeptiert, ergibt sich ohne sein Wissen. Bevor die Urteile in den Sätzen explizit werden, sind sie implizit in den Wörtern.«

Ein Beispiel verdeutlicht, wie schwer eine Gegenposition zu halten ist: Im Oktober erhielt die bekannte »islamkritische« Organisation English Defence League einen schweren Schlag, als deren Kopf Tommy Robinson seinen Austritt erklärte. Robinson war es gelungen, seit 2009 Männer aus der Arbeiterklasse zu anti-islamischen Demonstrationen zu mobilisieren, bei denen es häufig zu Zusammenstößen mit Linksextremisten kam. Ideologisch orientierte sich die EDL an der »liberalen Islamkritik«, konzentrierte sich also nicht auf Einwanderung schlechthin, sondern auf »islamischen Extremismus«. Außerdem positionierte sie sich nach dem Vorbild der US-Neocons stark prozionistisch. Ihr»mission statement« erklärte, daß sie eine »Menschenrechtsorganisation« im Dienste der »fundamentalen Prinzipen der Demokratie« sei, gegründet als Reaktion auf Provokationen durch »moslemische Extremisten«. Obwohl es sich hier nur um eine »Minderheit« unter den Moslems handele, sei deren Verhalten typisch für andere Formen von »religiös inspirierter Intoleranz und Barbarei«, wie »die Unterdrückung von Frauen, die Belästigung kleiner Kinder, sogenannte Ehrenmorde, Homophobie, Antisemitismus und Unterstützung von Terroristen«. Während sich die EDL zu einer Art englischen »Leitkultur« bekenne, bleibe sie »offen« für andere Kulturen: »Die EDL heißt Menschen aller Rassen, aller Religionen, aller politischen Ausrichtungen und aller Lebensstile willkommen«, um gemeinsam dagegen zu kämpfen, daß »die Regeln des Islams den Nicht-Gläubigen aufgezwungen werden«.

Wir haben es hier also mit dem typischen, immer wieder scheiternden Versuch zu tun, die liberalen Prinzipien gegen den Islam in Stellung zu bringen. Es versteht sich von selbst, daß die Mitglieder der EDL von Anfang als »Rassisten«, »Rechtsextremisten«, »Neo-Nazis« und ähnliches abgestempelt wurden. Robinson selbst wurde offenbar enormem Druck ausgesetzt; seine abrupte Abkehr von der EDL wurde auf der Netzseite der liberal-islamischen »Quiliam Foundation« verkündet, die von Aussteigern aus der dschihadistischen Szene gegründet worden ist. Als Grund gab Robinson die Sorge über die wachsende »Gefahr des Rechtsextremismus« in der EDL an, und erklärte, man solle die »islamistische Ideologie« mit »besseren«, also »demokratischen Ideen« bekämpfen, nicht aber mit »Gewalt«. Mit dieser »sozialistischen Selbstkritik« war mehr oder weniger das Genick der EDL gebrochen.

Im Februar 2011 hatte die linksgerichtete Stiftung »Searchlight Educational Trust« die Ergebnisse einer Umfrage publiziert, wonach 48 Prozent der Engländer eine »gewaltlose, ›weit rechts‹ stehende, nationalistische Anti-Einwanderungs-Partei« begrüßen würden, die imstande wäre, die Fallstricke »faschistischer Symbolik« zu umgehen. Eine ähnliche Nachricht ging im Oktober 2013 durch die Presse. Nach Angaben eines Meinungsforschungsinstituts hatten 42 Prozent der befragten Franzosen eine positive Meinung von der Chefin des Front National, Marine Le Pen – sieben Prozent mehr als von Staatspräsident Hollande. Hinzu kam ein kleiner lokaler Wahlerfolg. Dies wurde in den westlichen Medien als Tatarenmeldung gehandelt, gilt doch der FN als gefährlich »rechtsextreme« Partei. Dessen ungeachtet läßt sich Le Pen mit farbigen Kindern auf dem Schoß photographieren und schickt algerische und schwarzafrikanische Kandidaten ins Rennen. In der Juni-Ausgabe der Zeitschrift *Cicero* bekannte sie sich zu einem klassisch-französischen, nicht-ethnischen, rein republikanischen Nationsbegriff: »Wir definieren uns nicht über die Rasse oder die Hautfarbe, sondern nach der Nationalität.« Sie wolle jedoch »den Zuzug von Immigranten von jährlich 200000 auf 10000 senken«, die Assimilation fördern und die Anhäufung von arbeitslosen Massen verhindern. »Als Französin« verteidige sie »die Freiheit und die Souveränität Frankreichs«, und positioniert sich darum auch scharf kritisch gegenüber der EU. Mit der NPD verbinde sie nichts: »Wir fühlen uns eher den neuen Kräften nahe, etwa der euroskeptischen ›Alternative für Deutschland‹«.

Auch diese eurokritische »Professoren-Partei« wurde von der Presse mit dem »Vorwurf«

des »Rechtspopulismus« regelrecht zugehagelt. Dies führte dazu, daß AfD-Sprecher Bernd Lucke und seine Mannschaft in der Wahlkampfperiode jeglichen Verdacht in diese Richtung peinlichst zu vermeiden suchten. Man verbannte die Deutschland-Fahnen übereifriger Fans, warb mit türkischsprachigen Plakaten, »distanzierte« sich von »Rechtsextremisten« und »dumpfen Islamfeinden«, pries »Bereicherung durch Vielfalt« und ließ auch den einen oder anderen Kopf rollen, der sich zu weit herausgestreckt hatte. Gleichzeitig gab es landesweit dutzende physische Attacken von Linksradikalen auf Wahlhelfer und Kandidaten, während Antifa-Seiten die Partei als »na-



Ghetto-Lektüre

tionalistisch« und »chauvinistisch« denunzierten. Auf der anderen Seite wurde die AfD zum großen Hoffnungsträger zahlreicher Konservativer, die ihren Anpassungskurs als realpolitische Notwendigkeit werteten, in der Hoffnung, ein trojanisches Pferd in den Bundestag zu schmuggeln. Der Einzug in die Festung wurde nur knapp verfehlt, Bundespräsident Gauck verlieh seiner Erleichterung öffentlich Ausdruck. Der Richtungsstreit innerhalb der Partei ist bis dato nicht entschieden. Bernd Lucke stellte in einem Rundschreiben vom 31. Oktober 2013 zehn Thesen zur Islamkritik zur Debatte, die zwar feinsinniger formuliert, im Grunde aber mit dem Programm der EDL identisch sind: Scharia und Fundamentalismus seien mit »Rechtsstaat«, »Demokratie« und »Grundrechten« unvereinbar und so weiter. Sogar eine nationale Grundierung klingt an: »Was zu Deutschland gehört, muß präzise benannt werden und sollte von Deutschland her gedacht werden.«

Bei den Konservativen machte sich im Zuge des AfD-Rausches eine etwas schizophrene Tendenz bemerkbar, nun lästig gewordene rechte Ränder abzuschneiden, vielleicht in der Hoffnung, mit dem blauen Heißluftballon endlich in lauere Gefilde aufsteigen zu können. In dem Artikel »Für eine neue Nation« in der *Jungen Freiheit* vom 3. Oktober schrieb Dieter Stein: »Ich frage mich, warum Rechte oder Konservative sich oft in einem politischen Ghetto auf Dauer so wohlfühlen. Ganz entfernt dem Stockholm-Syndrom vergleichbar, wo sich Geiseln mit ihrer Lage als Gefangene zu arrangieren beginnen, beobachtet man bei gesellschaftlich Ausgegrenzten, daß sie sich irgendwann mit diesem Zustand anfreunden, ja ihr Reservat am liebsten gar nicht mehr verlassen wollen.« Nun kenne ich weit und breit keinen Rechten, der sich in diesem unfreiwilligen »Ghetto« »wohlfühlt«, zweitens gehört zum »Stockholm-Syndrom« ja dies, daß man seine Geiselnehmer zu lieben lernt und beispielsweise beginnt, ihnen nach dem Mund zu reden, in der Hoffnung auf Erleichterung des eigenen Loses.

An die Adresse der Deutschen Burschenschaft gerichtet schrieb Stein: »Fünfzig Jahre nach dem Beginn der modernen Einwanderung im Zuge der Gastarbeiterwerbung hat sich das Bild Deutschlands und des deutschen Volkes gewandelt. An einem engherzigen volkstumsbezogenen Vaterlandsbegriff festzuhalten, der integrationswillige Einwanderer und Kinder von solchen ausschließt, ist realitätsfremd«. Gut – und wie wäre es zum Beispiel mit einem »weitherzigen« volkstumsbezogenen Vaterlandsbegriff, »der integrationswillige Einwanderer und Kinder« inkludiert – solange er eben nur im wesentlichen »volkstumsbezogen« bleibt? Denn sobald diese Position geräumt ist, ist auch der Vaterlandsbegriff an sich preisgegeben, der doch etwas mit den Vätern und der von ihnen ererbten Substanz zu tun hat, also mit Bindungen, die dikker sind als Wasser. Die Anzahl der Einwanderer, die begierig ist, sich in vaterländische Traditionen wie eine Burschenschaft zu »integrieren«, wird ohnehin stets verschwindend klein bleiben, allein aus Prestigemangel. Burschenschaften, die sich politisch korrekten Nivellierungen unterwerfen, würden jedenfalls kaum eine »Avantgarde für einen erneuerten Volkstumsbegriff« abgeben. Sie würden vielmehr absorbiert und dekonstruiert werden. Der Staat pfeift heute auf eine solche »Avantgarde«, ebenso wie auf Restkonservative mit ungestillten »staatstragenden« Neigungen, die glauben, in der Regierung säßen noch ein paar Strauße und Erhards, die nur auf sie warteten, um sie für das erlittene Unrecht zu entschädigen. Tatsächlich wird heute ausnahmslos jeder, der ein nationales Eigeninteresse formuliert, von diesem Staat zum Feind erklärt (auch das zeigt der »Fall« AfD), es sei denn, er wäre bereit, sich als Kollaborateur der allgemeinen Abwicklung des historischen Deutschlands einspannen zu lassen. Die herrschenden Eliten zie-

len darauf ab, jeglichen Begriff von »Volkstum« und »Vaterland« abzuschaffen. Dieses Ziel wird nicht einmal verschwiegen – es wird nur ab und zu manchen Konservativen mundgerecht serviert.

Symptomatisch für den Trend ist, was der Neocon-Falke Michael Wolffsohn im *Focus-Online* vom 16. Oktober schrieb: die »demokratischen Parteien Europas« – also die »rechten« ausgeschlossen – würden sich »der wirklichen Europäischen Revolution nicht stellen: Der fundamentalen Veränderung ihrer eigenen und der gesamteuropäischen Gesellschaft. Wo man hinschaut, wird Europa bunter. Menschen aus aller Herren Länder strömen nach Europa. Sie gehören völlig unterschiedlichen Kulturen, Religionen und Ethnien an. Das mag man begrüßen oder bedauern. Es ist eine Tatsache, es ist DIE Tatsache Europas, es ist die neue Europäische Revolution.« »Revolution« – das klingt nun schon gar nicht mehr »konservativ«! Wolffsohn: »Ja, Revolution, denn eine Revolution verändert und verkehrt alles vollständig, kehrt oben nach unten und umgekehrt. Unsere meist einheitlich nationalen Gesellschaften sind längst multinational, multireligiös, multikulturell.« Der Zug sei also abgefahren, jetzt gehe es nur noch darum, den Zustand halbwegs zu handhaben. »Gefragt sind Konzepte, die der Mehrheit der Altbürger zeigen, daß sie ihre traditionelle Lebensform fortsetzen können und (wenn sie wollen, also Nachwuchs haben) Mehrheit bleiben, zivilisatorische Grundregeln gelten und durchgesetzt werden, ohne den Neubürgern ihre Eigenidentität zu rauben«. Es geht also offenbar in erster Linie darum, die »Altbürger« zu beruhigen und ihnen diese »Revolution« schmackhaft oder zumindest erträglich zu machen. Dabei ist Wolffsohn klug genug zu wissen, wie brüchig das Eis geworden ist – er konstatiert Entfremdung und »Feindschaft« und warnt sogar vor »massenhaftem Blutvergießen«. Er verlangt dabei aber Garantien, die unleistbar sind. Die »Altbürger« sollen sich einerseits dieser »Revolution« nicht mehr verweigern, also immer mehr das Feld räumen, andererseits sollen sie ihre »Eigenidentität« und ihre »traditionelle Lebensform« bewahren dürfen, das Gleiche soll ohne Abstriche für die »Neubürger« gelten, und dabei soll der ganze bisherige zivilisatorische Standard unverändert bestehen bleiben – das alles, während eine Revolution im Gange ist, die »alles vollständig verkehrt«.

Der Artikel wird mit einer Denunzation jener Parteien eingeleitet, die sich besagter »Tatsache« sehr wohl »stellen«, sie aber »national« lösen wollen. Das zeigen der alarmistische Titel »Die rechte Gefahr: Droht Europa eine Nazi-Revolution?« und die Archivbebilderung mit den obligaten Glatzköpfen. Der Witz ist nun, daß Wolffsohn im Text verneint, daß Europa ernsthaft eine »Nazi-Revolution« drohe: es geht hier offenbar nur darum, das Krokodil über die Bühne flitzen zu lassen. Als Beispiel für ein »rechtes« Rappeln in der europäischen Kiste dient ihm der Popularitätsschub von Marine Le Pen, der man nun wahrlich keinen »engherzigen volkstumsbezogenen Vaterlandsbegriff« vorwerfen kann. Die Frage ist aber auch, was sie denn nun wirklich verändern könnte oder wollte, sollte sie einmal in den Élysée-Palast einziehen. Die Zeit arbeitet unerbittlich gegen sie. In Österreich haben die Wahlerfolge der FPÖ rein gar nichts bewirkt – in mehreren Wiener Bezirken beträgt der Anteil ausländischer Schüler bereits zwischen 80 bis 90 Prozent, und eine aktuelle Studie des Brüsseler Statistik-Büros Eurostat konstatiert, daß die EU-Staaten bis zum Jahre 2050 bis zu 56 Millionen Einwanderer »bräuchten«, damit dem »demographischen Verfall« des Kontinents entgegengesteuert werden könne. Bedeutet »konservativ« heute nur mehr, daran zu arbeiten, daß die Schleusen wenigstens geordnet geöffnet werden, um der unvermeidlichen Flut den Weg zu bahnen, und dafür zu sorgen, daß sich, frei nach Lenin, alle »Revolutionäre«, auch die Nicht- und »Neu«-Deutschen, artig eine Bahnsteigkarte kaufen?

Die Deutschen bezeichnet Wolffsohn als »Altbürger«. Man sollte über eine solche Wortwahl gut nachdenken. Damit sind alle Deutschen »ohne Migrationshintergrund« gemeint, auch jene, die an eben diesem Tag frisch und funkelnagelneu geboren werden. Die heutigen, zu »Altbürgern« erklärten Zwanzigjährigen müssen sich angesichts der Lage als fünf nach zwölf Geborene betrachten. Kurz gesagt: sie haben einfach keine Zeit mehr. Ist es da ein Wunder, daß sie kaum ein Ohr haben für jene, die ihnen zuviel von einer Metapolitik des »langen Atems« und der »Vorbereitung« reden, Strategien, deren Wirkung völlig unbewiesen ist, und die offensichtlich bis heute nicht aufgegangen sind? Eine solche Rede hat wenig Sinn mehr für eine Generation, die schnurstracks auf die demographische Klippe und den Kollaps ihrer Kultur zusteuert. Die Konservativen früherer Generationen, die Politiker und Metapolitiker, haben ihnen außer einigen Biotopen praktisch nichts hinterlassen, das Aussichten zuließe auf einen realpolitischen Erfolg, und zwar auf einen, der mehr wäre als nur eine kosmetische Korrektur. Ihr Mißerfolg ist gewiß nicht ihre alleinige, vielleicht überhaupt nicht ihre Schuld. Die Golfströme der Geschichte fließen unerbittlich. Aber sie haben kein Recht, denen, deren Zeit heute abläuft, bevor sie überhaupt begonnen hat, Provokation und Konfrontation als Mittel der Wahl abzusprechen. Deren Erfolgsaussichten scheinen mir jedenfalls auch nicht weniger gewiß zu sein als die Hoffnung, daß die gut vorbereiteten Konservativen in der Stunde X aus ihrer Schattenexistenz geholt würden.

Selbstverständlich besteht weiterhin für die Berufenen die unentbehrliche Aufgabe, geduldig dicke Bretter zu bohren; selbstverständlich sind die Widerstandspotentiale anzuzapfen, die sich im bürgerlich-liberalen Lager, etwa in der AfD, der FPÖ oder in Frankreich dem Front National konzentrieren. Es wird sich jedoch zeigen, ob all diese nicht lediglich dies waren: nützlich retardierende Werkzeuge auf dem Weg zur vollendeten Zersetzung.

Rebellion gegen die Lüge

von Manfred Kleine-Hartlage

Wer eine grundlegende geistig-politische Umwälzung herbeiführen und daher verstehen will, wie und warum solche Umwälzungen zustandekommen, befrage die Geschichte. Gewiß ist die Geschichte kein Kochbuch, und sie liefert keine Rezepte, wohl aber gewinnt man aus ihr Erkenntnisse. So richtig und geradezu banal es ist, daß niemand zweimal in denselben Fluß steigt, so sehr schärft das einmal Geschehene den Blick für die Konstellationen, in denen politische Projekte gelingen können oder scheitern müssen.

Die linke Kulturrevolution seit 1968 verdankt ihren Erfolg zweifellos einem komplexen Bündel von Bedingungen, von denen hier nur einige kurz gestreift werden können:

- Da war zum einen die weltpolitische Konstellation der Dominanz zweier Supermächte, die sich auf – nur teilweise einander entgegengesetzte – revolutionäre Ideologien stützten und miteinander wetteiferten, wer die modernere, und das heißt: die revolutionärere Konzeption habe und daher berufen sei, die Menschheit in die vermeintliche Selbsterlösung zu führen.
- Da war die jahrzehntelang mit großem finanziellem Aufwand verfolgte Strategie der um Amerika gruppierten globalen Eliten, die Grundlagen der europäischen Kultur kapitalismusgerecht zu untergraben. Entgegen dem Anschein leistet die linke Ideologie hierbei gute Dienste.
- Da war der Opportunismus innerhalb »konservativer« Organisationen, die dazu berufen gewesen wären, der linken Machtübernahme Einhalt zu gebieten. Aber sie frönten einer Leisetreterei, bei der die katholische Kirche im Zweiten Vatikanischen Konzil mit schlechtem Beispiel vorangeschlichen war.
- Und da war schließlich der vielzitierte »Zeitgeist«, der nach »Befreiung« von Normen rief, die von vielen Menschen als überholt und sinnentleert empfunden wurden. Ein solches Empfinden stellt sich aber nicht von allein ein. Formen – von der schulischen Disziplin über den Gottesdienst bis hin zur Ehe –, die doch dazu dienen, die Substanz zu bewahren, nicht zu ersetzen, werden nicht spontan und grundlos als leer empfunden, und die Neigung, sich sittlicher Pflichten von der ehelichen Treue bis hin zum Dienst am Vaterland zu entledigen, ist dem Menschen von Natur aus eigen; daß sie gerade von den sechziger Jahren an zeitgeistbestimmend wurde, ist erklärungsbedürftig und hat (nicht nur, aber eben auch nicht zuletzt) damit zu tun, daß die Werte, denen die Gesellschaft zu folgen vorgab, nicht die waren, denen sie faktisch folgte.

Kirche und Vaterland, Glaube und Patriotismus sind normalerweise die beiden Säulen, auf denen die Wertordnung einer funktionierenden Gesellschaft ruht. Der Patriotismus wurde aber in Ost und West in dem Maße kompromittiert, wie die Vaterländer bloß abhängige Größen ideologisch definierter Imperien waren. Ein Staat, der aufgrund seiner eigenen Leitideologie das Vaterland bloß als Mittel zu einem politisch-ideologischen Zweck versteht (und die Interessen des eigenen Volkes diesem Zweck notfalls unterordnet), muß in den Verdacht geraten, den Patriotismus seiner Bürger zu mißbrauchen. Die zugleich antinationale und antiamerikanische Schlagseite der achtundsechziger Linken war eine direkte Folge dieses tatsächlichen Mißbrauchs und der inneren Unwahrheit der leitenden Ideologie, aufgrund derer ein abhängiger Vasallenstaat forderte, was nur ein souveräner Staat hätte fordern dürfen. Dieser Zusammenhang war in Deutschland naturgemäß besonders ausgeprägt, er existierte aber in abgeschwächter Form in allen europäischen Ländern.

Kaum weniger dramatisch war der Glaubwürdigkeitsverlust der Kirchen, die sich schon in den fünfziger, erst recht in den sechziger Jahren kaum mehr dazu aufraffen konnten, den allgegenwärtigen und zur Quasireligion erhobenen Konsumismus als praktizierte Gottlosigkeit zu brandmarken. Die Kirchen fanden sich damit ab, den Status Quo zu heiligen. Der Glaubensverlust der Amtskirchen ging Hand in Hand mit ihrem Glaubwürdigkeitsverlust. Der Eindruck, hier seien mächtige Organisationen zur Sicherung ihrer Privilegien den politisch wie wirtschaftlich Mächtigen mit sentimentalen Phrasen aus dem Arsenal eines Glaubens behilflich, den sie selbst längst verloren hatten, mußte sich aufdrängen.

Die marxistische These, wonach Religion Opium für das Volk sei, gewann unter die-



Niemand sollte sich davon täuschen oder beirren lassen ... – trügerische Einladung, Quelle unbekannt

sen Umständen eine Plausibilität, die sie vorher nicht hatte, und die Konzessionen, die die katholische Kirche spätestens ab dem Zweiten Vatikanum eben diesem Marxismus machte, konnten den Verdacht der politischen Prostitution der Kirche gerade nicht zerstreuen, sondern mußten ihn bestätigen. Da Sittlichkeitsnormen aber in der Religion wurzeln, gerieten sie in dem Maße unter Beschuß, wie die Wahrheit des christlichen Glaubens von dessen berufenen Sachwaltern nicht ausdrücklich, aber implizit geleugnet wurde. Es lohnt sich einfach nicht, gottgefällig zu leben, wenn die Gebote Gottes von den Amtskirchen selbst wie ideologische Fiktionen behandelt werden.

Kurz und gut: Der »Zeitgeist« der sechziger Jahre mußte ein Geist der Rebellion sein, die natürliche Neigung des Menschen zur Normübertretung die Oberhand gewinnen, weil der Zusammenhang von Schutz und Gehorsam auf politischem wie religiösem Gebiet nicht mehr gegeben und dieser Sachverhalt durchschaubar war – und zwar für praktisch jeden, keineswegs nur für Intellektuelle. Staat und Kirche lebten im Zustand struktureller Lüge. Sie hatten sich für einen globalen Kapitalismus prostituiert; folgerichtig wuchs dem Marxismus, der dies diagnostiziert und sogar prognostiziert hatte, der Rang einer Leitideologie zu.

Was kann nun die heutige Opposition, das heißt die Rechte, von den Erfolgen ihrer linken Vorgängerin lernen?

Eine Unterwanderungsstrategie des »langen Marsches durch die Institutionen« muß bereits daran scheitern, daß sie, anders als bei der damaligen Linken, nicht die Rückendeckung strategisch zentral plazierter Akteure genießt, und obendrein die Linke naturgemäß gerade mit einer solchen Strategie rechnet und auf ihre Abwehr eingestellt ist. Wenn selbst die zahmsten Wortmeldungen der Rechten noch als Verschleierung sinistrer Absichten gedeutet werden, selbst die biedersten Konservativen noch als vermeintliche Wölfe im Schafspelz durch die linken Angstphantasien geistern, so ist diese paranoide Furcht vor der Rechten unschwer als Projektion zu durchschauen: Wer selber nur so lange gegen Berufsverbote war, bis er die Macht hatte, derlei Verbote zu verhängen, kann unmöglich glauben, daß andere politische Akteure es mit ihren liberalen Argumenten ernst meinen könnten. Die Linken halten jeden für einen Betrüger, weil sie sich selbst so gut kennen.

Zum anderen nimmt das Maß an ideologischer Indoktrination mit wachsender Nähe zu den Zentren der gesellschaftlichen Ideologieproduktion zu: Da die Wirklichkeit naturgemäß rechts ist und einfache Leute, auf deren Indoktrination man weniger Mühe verwendet hat, es daher ebenfalls sind (und deswegen »der Stammtisch« genannt werden), sind Menschen mit höherem Bildungsgrad darauf konditioniert worden, ihre eigenen Einsichten zu verdrängen, ihren eigenen Augen nicht zu trauen, ihre eigenen Gefühle für einen »inneren Schweinehund« zu halten und auf rechte Argumente ungefähr so zu reagieren wie ein transsylvanischer Bauer auf das Erscheinen des Grafen Dracula. Da die Affirmation linker Ideologie obendrein mit handfesten materiellen Gratifikationen prämiert wird und diese Gratifikationen an den Schaltstellen der Ideologieproduktion naturgemäß am üppigsten ausfallen, sind die Eliten der letzte Personenkreis, der für eine ideologische Alternative erreichbar ist.

Für eine rechte Opposition kommt daher eine Strategie von vornherein nicht in Betracht, die primär darauf abzielt, Positionen innerhalb der Eliten zu besetzen und von dort aus in die Gesellschaft hineinzuwirken. Sie ist noch gut bedient, wenn sie die wenigen Brückenköpfe, die sie dort noch besitzt, wenigstens halten kann, bis bessere Zeiten kommen. Dies freilich sollte sie unbedingt versuchen, aber ihre Strategie kann sich darin nicht erschöpfen. Es muß vielmehr darum gehen, das Feld von unten nach oben und von außen nach innen aufzurollen, das heißt das herrschende Machtkartell von der Peripherie her unter Druck zu setzen (was nebenbei gesagt impliziert, das Bündnis mit der linken Peripherie nicht zu scheuen: Es gibt eine kleine, aber wachsende Fraktion der antiimperialistischen Linken, die gegenüber rechten Themen und Positionen kaum noch Berührungsängste hat).

Dabei gilt es festzuhalten, daß mit der Existenz des Weltnetzes ein Faktor ins Spiel gekommen ist, der grundsätzlich jeder Opposition in die Hände spielt, weil er die gesellschaftliche Informationsverarbeitung umstrukturiert und de-

zentrale wie horizontale Kommunikation in einem Ausmaß ermöglicht, von dem die Achtundsechziger nur träumen konnten. Es bedarf keiner Prophetengabe, vorherzusehen, daß wachsende Spezialisierung und Professionalisierung auf der Produzentenseite, verbunden mit verbreiteter Änderung der Rezeptionsgewohnheiten auf seiten der Konsumenten, alternativen netzgestützten Informations- und Deutungsangeboten ein stetig wachsendes Gewicht verschaffen werden. Für Eliten, deren Macht wesentlich auf Informationskontrolle beruht, ist dieser Sachverhalt eine Bedrohung, für oppositionelle Strömungen eine Chance.

Eine solche Einkreisungsstrategie läuft darauf hinaus, den Faktor »Zeitgeist« in die Waagschale zu werfen, dem die Achtundsechziger einen Gutteil ihrer Erfolge verdanken; dieser Zeitgeist weht, entgegen dem Anschein, heute keineswegs mehr von links, und zwar aus denselben Gründen, aus denen er es in den sechziger Jahren tat: Die ehemals oppositionelle Linke ist heute die Speerspitze just des globalen Kapitalismus, dem sie einst den Kampf angesagt hatte, sie ist in das System so vollständig integriert, daß sie selbst ein Teil der herrschenden Machtstruktur ist, und sie ist deswegen in dieselben Aporien verstrickt wie damals Kirche und Staat: Sie ist Teil einer Machtstruktur, die Gehorsam fordert, ohne Schutz zu bieten, und die Ideologie, aufgrund derer sie diesen Gehorsam fordert, ist so fadenscheinig, daß im Vergleich zu ihr selbst der Schein- und Alibikonservatismus der sechziger Jahre noch wie ein Inbegriff an ideologischer Konsistenz wirkt. Sie ist nicht einmal im traditionellen Sinne links, sofern man darunter versteht, die Interessen des Volkes oder wenigstens der »Arbeiterklasse« zu vertreten (wie auch immer man diese Klasse heute definieren würde).

Wie oben schon angedeutet, zwingt die Linke gerade den Kern ihrer eigenen Fußtruppen in eine permanente Selbstvergewaltigung. Als einer, der es aus eigener Erfahrung weiß, kann ich den Leser nur bitten, mir zu glauben, daß es ausgesprochen anstrengend ist, links zu sein. Die Anstrengung nimmt in dem Maße zu, wie die rapide sich verschlechternde gesellschaftliche Wirklichkeit den ideologischen Postulaten hohnspricht, an die gegen die eigene bessere Einsicht zu glauben man sich verpflichtet wähnt, und sie ist dort am größten, wo man mit Fehlentwicklungen, die insbesondere aus der Masseneinwanderung resultieren, in seiner täglichen Arbeit konfrontiert wird: also unter Lehrern, Sozialarbeitern, Soziologen, Gewerkschaftern usw. Die Illusion, allein schon deswegen ein guter Mensch zu sein, weil man ja diese oder jene hehren Ziele vertrete, wird mit einem immer höheren Preis an Selbstverleugnung bezahlt. Kognitive Dissonanz ist etwas, das als schmerzhaft empfunden wird, und just diese Dissonanz stellt sich ein, wenn man das, was man sieht, nicht mit dem in Einklang bringen kann, was man glaubt, und das, was man glaubt, nicht mit dem, was man empfindet.

Niemand ist von Natur aus ein Feind des eigenen Volkes, niemand fühlt sich von Natur aus durch die massenhafte Anwesenheit von Fremden bereichert, niemand glaubt von Natur aus, zwischen Männern und Frauen gebe es keine natürlichen Unterschiede, niemand, der nicht selber homosexuell ist, findet Homosexualität von sich aus »normal« oder gar fördernswert, niemand handelt von sich aus gegen die eigenen Interessen, und erst recht ist niemand von Natur aus bereit, die Zukunft seiner eigenen Kinder für utopistische Experimente zu riskieren. Menschen denken nicht von sich aus so, man muß sie dazu zwingen.

Und so gibt es im Kopf der meisten Linken unterhalb der bewußten ideologischen Ebene ein verdrängtes, ein versklavtes Selbst, das durch den Zwang zu ideologischem Konformismus mindestens so unterjocht wird wie die achtundsechziger Generation sich durch die damals herrschenden Konventionen »unterjocht« fühlte. Linke Ideologie ist strukturelle Lüge. Also nicht die aktive Lüge eines Zynikers, sondern eine Lüge, unter der man leidet. Die Aggressivität, mit der der »Kampf gegen Rechts« geführt wird, wäre zumindest bei Durchschnittslinken eine psychologische Unmöglichkeit, wenn er seine Energie nicht aus dem verzweifelten Versuch beziehen würde, die schmerzende kognitive Dissonanz nach der Seite der herrschenden Ideologie hin aufzulösen: Im »Rechten« bekämpft man, was man selbst empfindet, aber nicht wahrhaben darf. Der Kämpfer gegen Rechts, sofern er nicht einfach kriminell ist, ist ein anonymer Rechter, der sich für links hält, dem aber jederzeit eine ideologische Deprogrammierung droht, von der er noch nicht weiß, daß sie eine Befreiung wäre.

Die zunehmende Propaganda, die immer absurdere Hysterie, die groteske Überreaktion selbst auf kleinste ideologische »Verfehlungen« bis hin zur bloß versehentlich nonkonformen Wortwahl ist aus linker Sicht eine Notwendigkeit. Auf einer bestimmten Bewußtseinsebene sind sich sogar die linken Basisaktivisten, erst recht die Strategen, vollkommen darüber im klaren, daß ihre ideologische Dominanz auf der Unterdrückung natürlicher menschlicher Dispositionen beruht, und daß sie deswegen die Repression in dem Maße verstärken müssen, wie die Wirklichkeit ihre Fiktionen dementiert und ihre immer weiter auf die Spitze getriebene Zerstörungspolitik die ihr zugrundeliegende Ideologie ad absurdum führt, während ihre eigenen Anhänger unter den Konsequenzen leiden. Der »Kampf gegen Rechts« ist ein Zeichen nicht der Stärke, sondern der latenten Schwäche ihrer Position, und dokumentiert, daß der Gegner sich dieser Schwäche bewußt ist. Es ist die Schwäche dessen, der mit Unwahrheiten operiert.

Niemand sollte sich davon täuschen oder beirren lassen, daß sich an der Oberfläche wenig tut. Ich selbst habe schon so viele ehemalige Linke die Seiten wechseln sehen, daß ich wage, von einer stillen Massenbewegung zu sprechen, und zwar von einer, die die Tendenz hat, sich selbst zu verstärken.

Schöne Literatur

Erich Loest: *Lieber hundertmal irren. Erzählung,* Göttingen: Steidel 2013. 123 S., 16 €

Eine echte Erzählung! 123 Seiten, neunzehn kurze Kapitel, überschrieben mit den Monaten zwischen September 1944 und März 1946, stetige Handlung, Rückblenden nur auf das Nötigste, kein Romangeflecht: Der Kommunist Vogelsberg kommt nach ein paar Wochen KZ-Haft wieder frei, weil er ein zuverlässiger Vorarbeiter ist und sein nationalsozialistischer Fabrikchef ihn nicht entbehren kann. Zurück in Mittweidorf, verhält sich Vogelsberg ein bißchen so, wie es die Machthaber wünschen. Leider wird das anbiedernde »Heil Hitler«, das unter dem Dankesbrief an den Fabrikchef stand, nach Kriegsende ebenso zum Problem wie die Beteiligung des Sohnes an einem Wehrwolflehrgang der HJ. Der Junge wird einkassiert und hungert im Lager Mühlberg, der Vater – mittlerweile Oberbürgermeister von Mittweidorf – kann ihm nicht helfen, weil er für die Russen doch vor allem ein Deutscher und nicht ein kommunistischer Bruder ist. Und so wird Vogelsberg kurzzeitig irre an seiner Partei, die nun am Drücker ist, aber letztlich ist die Kaderdisziplin stärker: »Lieber hundertmal mit der Partei irren, als sich einmal gegen sie stellen«, das ist das Bindemittel dieses Lebensabschnitts. Die Partei ist ein Netz, die Partei vergißt nichts und regelt alles. Eines aber mag sie gar nicht: zuviel Eigeninitiative. Vogelsberg hält sich daran, und so entsteht der Eindruck, als griffe die Gesetzmäßigkeit der historisch-marxistischen Entwicklung einfach auf sein Leben über.

Der Leipziger Autor Erich Loest (geboren 1926 in Mittweida) ist eine knappe Woche nach Erscheinen dieser letzten Erzählung verstorben. Er hat die von Irrtümern, Fähnchenwechsel und – bei aller welthistorischen Aufladung – Alltagsbanalität gekennzeichnete Spanne zwischen Schlußphase, Kriegsende und Neuordnung bereits in früheren Romanen thematisiert, sein Interesse daran ist biographisch: Loest wollte zur Waffen-SS, wurde aber in die Wehrmacht eingezogen und gehörte in den letzten Kriegswochen einem Wehrwolfkommando an, das hinter den Linien operierte. 1947 trat er dann der SED bei. Was ist das? Zweifacher Irrtum? Fehler und Wiedergutmachung? Oder einfach bloß die Suche nach Geborgenheit unterm Überbau?

Der Held der Erzählung, Herbert Vogelsberg, stolpert im entscheidenden Moment und darf ins Krankenhaus.

Mehr Symbolismus erlaubt sich Loest nicht, er moralisiert auch nicht, sondern beschreibt nur, und zwar gekonnt und wesentlich. Seine Erzählung ist wie eines der wirklich guten Gemälde des Sozialistischen Realismus: nahe dran an der Wirklichkeit.

Varujan Vosganian: *Buch des Flüsterns. Roman,* Wien: Zsolnay 2013. 510 S., 26 €.

Was für ein Roman! 500 Seiten feingewobener Erzählteppich, ausufernde Erzähllust, voller Rück- und Vorgriffe, ohne daß die Fäden verlorengingen – eine Atmosphäre des Weitertragens, Beisteuerns, Nachspürens. Die große Familiengeschichte wird erzählt, die wiederum Teil der Leidensgeschichte des Volkes ist: Ins Flüstern gehen die alten Leute über, wenn die Kinder im Hof und unterm Tisch die grausigen Einzelheiten nicht hören sollen, die den Übriggebliebenen zusetzen wie nichts sonst. Einer hat zugehört und alles aufgeschrieben: Der rumänische Minister für Handel und Industrie, Varujan Vosganian (Jahrgang 1956 und Präsident der Vereinigung der Armenier in Rumänien), hat neben Franz Werfels *Die vierzig Tage des Musa Dagh* ein zweites, belletristisches Dokument über den Völkermord der Türken an den Armeniern gestellt. Die Sprache ist lakonisch, unsentimental, aber: »Im Buch des Flüsterns sind die Namen der Toten aufgeschrieben« – genauer: die Schicksale der Umgebrachten, Verendeten, Verschollenen aus Vosganians Sippe, deren Leidensweg (wie der des ganzen armenischen Volkes) Ende des 19. Jahrhunderts einsetzte, 1915 und 1916 seinen Höhepunkt erreichte und rund eine Million Armenier das Leben kostete.

Vosganian setzt mit der Schilderung armenischer Alltagskultur und Lebenslust ein, läßt erste verstörende Berichte von Männern einfließen, die irgendwie durchkamen, widmet dem armenischen Volkshelden und Rächer General Dro ganze Passagen, und am Ende des 8. Kapitels hat dann »ein ganzes Volk die Sieben Kreise durchschritten, den Weg zur Initiation in den Tod.« Dieses Kapitel ist die summarische Schilderung des Völkermords der Türken an den Armeniern, aufgefädelt an der Geschichte eines Jungen namens Sahag, den seine Mutter aus dem siebten Kreis der Hölle an einen Araber verkauft, damit wenigstens einer aus der Familie weiterlebe.

»Für uns spielt es keine Rolle, wann diese Begegnung stattgefunden hat«, notiert Vosganian. »Solche Dinge sind den Menschen zu allen Zeiten und überall geschehen.« Vielleicht. Aber längst nicht jedes Volk kann einen solch großartigen Roman, der ein Erinnerungsschatz, ein Weiterflüstern ist, sein Eigen nennen.

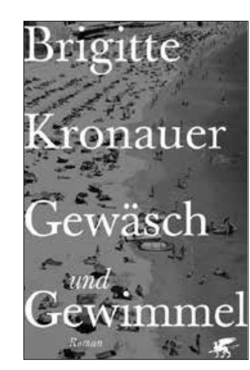
Götz Kubitschek

So viel Schicksal!

Brigitte Kronauer: *Gewäsch und Gewimmel.* Roman, Stuttgart: Klett-Cotta 2013. 612 S., 26,95 €

Der Markt für Belletristik organisiert sich demokratisch. Literatur ist Geschmacksache, und sie hat Warenform. Der höchste Stapel in der Buchhandlung schmilzt stets am schnellsten. Da es aber objektivierbare Kriterien gibt wie Haltung und Stil, läßt sich das Getümmel der zigzehntausend jährlichen Neuerscheinungen doch gut hierarchisch sortieren. Um Brigitte Kronauer, Büchnerpreisträgerin und Vielfachgeehrte, zu finden, müssen wir den Kopf in den Nacken legen. In der obersten Reihe thront die Meisterin, in ihrer Weisheit, Menschenkenntnis – und, ja, in ihrer Boshaftigkeit.

In ihrem aktuellen Roman *Gewäsch und Gewimmel* darf man versinken. Man könnte mit dem kiloschweren Werk genausogut einen Störenfried erschlagen. Kronauer, die elegante Wahrnehmungsfetischistin, hat ihr Buch in drei Teile gegliedert. Wir dürfen es als Triptychon auffassen. Links und rechts – hier: vorne und hinten – wimmeln die Nebenfiguren, in der Mitte kulminiert die Hauptsache: Die Sache mit Hans, mit jener zwiespältigen Strahlfigur, die wie Ingeborg Bachmanns berühmter Hans (*Undine geht*) »ausgefranste Pullover« trägt und doch das Licht der Welt ist, jedenfalls der Heiland seiner kleinen Plausch- und Spiele-Runde aus elf getreuen Aposteln und dem einen Verräter, der hier eine Verräterin ist. Doch: wo anfangen, wo enden? Wo den roten Faden finden in einem Leben, das doch neben seinem banalen Vollzug ein einziges Rauschen ist: von Gedanken, Gesagtem, Gehörtem und Geschriebenen? Und erst recht im Leben, Sprechen, Denken dieser Menschenflut, die uns entgegenschwemmt, in diesem Buch wie auch außerhalb seiner Klappendeckel? Die beiden Seitenteile dieses schriftlichen Triptychons erhaschen in Fetzen kleine, oft minimale Begebenheiten und Wortwechsel von rund zwei Dutzend Leuten, die der Leser wider erstem Befürchten bald gut kennt. Elsa ist mit allen vertraut, sie sind Kunden ihrer Praxis für Krankengymnastik: Der misanthrope Schürzenjäger und prominente Schriftsteller Pratz, Herr Brück und Rex Brück (sein Hund), der skrupulös zweifelnde Geistliche Clemens Dillburg, das kriselnde Ehepaar Gadow, der verkannte Jungkomponist Hannes Keller, der herzensgütige Jan Sykowa und seine Frau, das frühbegabte, schüchterne Mädchen Ilse, die »nur beim Theaterspielen ein merkwürdig grausames Kind ist« und hinter der wir das junge Alter Ego der 1940 geborenen Autorin ahnen. Wimmelnd hinzu kommt das Tratschgeschichtenpersonal aus zweiter, dritter und vierter Hand wie jener »merkwürdige Mensch«, dessen »unerfüllbarer Traum sei, ein Schwarzer zu sein, der sich von einer Erotikagentur an sehnsüchtige Damen in guten Vierteln vermieten lasse. Ja, und dann das Erschrecken in ihren Augen beim Öffnen der Tür!«.



Dies alles, dieses bitterbunte Panoptikum des menschlich Denkbaren: Es sind »kuriose Individua, Insekten, die sich kurz in die Sichtbarkeit schwingen« (Pratz). Herr Sykowa etwa rührt seine liebende Frau »so sehr, daß sie manchmal wünscht, er wäre schon gestorben, damit ihm nichts mehr zustoßen kann in der so andersartigen Welt. Kürzlich ging er auf einem Waldweg neben ihr und lächelte glücklich vor sich hin. ›Woran denkst du?‹ fragte die Frau. ›Ich habe mir vorgestellt, wie ich Dich mit bloßen Händen gegen einen Mann mit einem Messer verteidige‹, sagte Jan.«. So reden, sinnieren und verzweifeln sie alle, nebenher laufen gelegentlich Fernseher und Radio, Zeitungsmeldungen werden verkündet – oder verkündigt? So viel Schicksal! So viel Fragment! Und wer denkt schon an all die verschütteten Tiere, wenn alle Welt die Erdbebenopfer in Anatolien bedauert? Herr Brück jedenfalls, so viel ist sicher.

Die Welt, Kronauers bedachtsam ungeordneter Kosmos, schwirrt, summt, dreht sich, es wird Frühling, Sommer, Herbst, Winter, und wieder von neuem. Mit ungeheurer Plastizität wird dieser unhintergehbare Rhythmus deutlich in der horizontal wie vertikal verschachtelten Erzählung der Luise Wäns, die den Mittelteil des Buches bildet. Zwölf lange Wanderungen durch das bedrohte Hochmoor, direkt an ihr Haus und den Cliquentreffpunkt am Tristanweg angrenzend, braucht sie, um die Geschichte des Freundeskreises um Hans Scheffer zu berichten. Die alte Wäns liebt die Natur, und sie liebt heimlich Herrn Hans. Das wiederum tun alle, auch Wänsens bieder-vertrocknete Tochter Sabine, Bankangestellte mit suizidiertem Sohn und später Emanzipationsabsicht. Man kann Frau Wäns' Bericht von der Clique um den strahlenden Hans als Langfassung von 1. Petrus, 1, 24 lesen: »Alles Fleisch, es ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blumen. Das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen.« So geht es auch mit Herrn Hans, mit seinem Großprojekt der Renaturierung des Hochmoors, mit dieser und jener Liebe. Alles welkt und verdirbt, gelegentlich ertönt ein – stummer – Ruf von oben, der ein Abruf ist. Daneben aber wird weiter geliebt, gezeugt, gewimmelt. Darf man es romantische Ironie nennen, die Brigitte Kronauer in ihrem agitierenden, verästelten, Lebenswelten umspannenden Roman treibt? Es ist, dies allemal, ein großes Vergnügen.

Ellen Kositza

Flasch glaubt's nicht

Kurt Flasch: *Warum ich kein Christ bin. Bericht und Argumentation,* München: C.H. Beck 2013. 280 S., 19,95 €

»Nein, der gebildete Deutsche glaubt nicht mehr an die Menschwerdung Gottes in Christo zur Erlösung von den Folgen des Sündenfalles – und das ist das ganze Christentum. Dies soll jedoch keineswegs sagen, daß wir der Religion unserer Väter, unserer schlichteren Landsleute, ebenso gegenüberstehen, wie etwa dem Mohammedismus oder Buddhismus«, schrieb Karl Hillebrand 1873 anläßlich Nietzsches *Unzeitgemäßer Betrachtung* zu David Friedrich Strauß. »50 Geschlechter unseres Fleisches und Beines, denen wir unsere Zivilisation verdanken, haben ihr ganzes höheres Leben nur in jenem Ideal gelebt; Millionen von Thränen, Hoffnungen, die Tröstungen des besten Teiles der Menschheit, hängen am Kreuz, das den Gott getragen: wie sollten wir nicht mit Ehrfurcht aufblicken zu diesem Glauben unserer Eltern?«, freilich ohne selbst noch gläubig zu sein. Dies reizte den hochreligiös gelagerten Hans Blüher in seinem Hauptwerk *Die Achse der Natur* zu zornigem Widerspruch: All die Tragödien, all das geistige Ringen, all das vergossene Blut, all das beruhe also »auf einer bloßen Halluzination, der keine Realität entspricht! Und zu einem solchen Ammenmärchen soll man ›mit Ehrfurcht aufblikken‹! Nein! Ich weigere diese Ehrfurcht, und lasse meine Kinder nicht taufen, wenn es so ist, wie Hillebrand sagt. Ehrfurcht ist gar nicht möglich vor bloßen Hirngespinsten; nur die Realität kann sie gebieten.«

140 Jahre später hat sich weder an der Fragestellung noch an den möglichen Antworten viel geändert. »Warum ich kein Christ bin« nennt der Philosophiehistoriker Kurt Flasch seine Stellungnahme, in bewußter Anlehnung an den berühmten gleichnamigen Aufsatz von Bertrand Russell. Wobei der 1930 in Mainz geborene Flasch genauer sagen müßte: »Warum ich kein Christ mehr bin«, denn sein Buch ist die Frucht eines langen, aber stetigen Abschieds vom christlichen Glauben. Der Autor wuchs in einem, wie er sagt, »liberal katholischen« Milieu auf, in dem er die christliche Religion unter »denkbar günstigen Bedingungen« kennengelernt hat, »nicht zur Zeit ihres Triumphes, sondern in einer kleinen Gruppe, die litt und verfolgt wurde. Ein Onkel von mir steht im Verzeichnis der katholischen Märtyrer des 20. Jahrhunderts. Später konnte ich ihre größten und intellektuellen Hervorbringungen in Ruhe und Unabhängigkeit studieren.« Flasch betont, daß ihn hier also kein »Haß« und kein atheistischer Anklageeifer antreibe, sondern daß er im Laufe einer jahrzehntelangen Auseinandersetzung mit der Heiligen Schrift und ihren Exegeten eine »ruhige, sogar heitere Distanz« gewonnen habe. Das unterscheidet sein Buch wohltuend von den antireligiösen Kampfschriften missionierender Naturwissenschaftler wie Richard Dawkins. Flasch verfolgt auch keine politische oder »kulturelle« Agenda; es geht ihm allein um die harte philosophische Prüfung der Kernaussagen des Christentums, also um die alte Frage des Pilatus: »Mit der Rückkehr zu alten Formeln und Feierlichkeiten ist dem Christentum nicht zu helfen. Man muß sich die Frage stellen, ob es wahr ist oder nicht.« Dabei fühlt sich Flasch nicht zuletzt von dem von zeitgenössischen Theologen wie Joseph Ratzinger (Benedikt XVI.) erneuerten Anspruch auf die »Vernünftigkeit« des Glaubens herausgefordert. Dem steht bereits in den Paulus-Briefen die Aussage gegenüber, daß der Glaube der Christen »den Juden ein Ärgernis, den Heiden eine Torheit« sei. Dennoch haben Kirchenlehrer wie Augustinus oder Thomas von Aquin immer wieder versucht, die Philosophen der Antike als Eideshelfer heranzuziehen, um Glaube und Vernunft zu vereinen. Zwischen dem »Gott der Philosophen und Gelehrten« und dem »Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs« und dem Heiland Jesus Christus besteht allerdings doch ein großer Unterschied.



Die Fundamente der offenbarten »Wahrheit« sind objektiv wackelig geworden – denn die weit bis ins 20. Jahrhundert vertretene Lehre der Kirche, daß die Bibel »von Gott direkt inspiriert und daher bis in die letzten Einzelheiten von jedem Irrtum frei« sei, ist nicht zuletzt im Lichte der philologischen, historisch-kritischen Bibelbetrachtung in keiner Weise haltbar. So diskutiert und verwirft Flasch auch die Versuche moderner »Glaubensbegründungen«: die Betonung von »Gefühl« und »Erlebnis«, der Bezug auf die »Suggestivität« religiöser Gestalten, die mehr oder weniger dezisionistische »Entscheidung« oder der existenzialphilosophische »Sprung in den Glauben«, das Wirken der »Gnade«, oder auch die »Argumentationsverweigerung« der Ästheten, denen die schöne Geste genügt. Wer vom Christentum nicht lassen will und sich in irgendeiner dieser Kategorien ansiedelt, es sich dabei aber nicht allzu leicht machen will, wird um die Auseinandersetzung mit den von Flasch in klarer Sprache und übersichtlicher Gliederung ausgebreiteten Argumenten nicht vorbeikommen. Er selbst plädiert für eine Verabschiedung von »universalistischen und faktisch-objektivistischen Wahrheitskonzepten« und setzt an deren Stelle eine Art »religiös-poetischer« Hermeneutik gegenüber der »Überlieferungsmasse«.

Martin Lichtmesz

Johann von Leers, unbedingt

Marco Sennholz: *Johann von Leers. Ein Propagandist des Nationalsozialismus* (=*Biographische Studien zum 20. Jahrhundert*, Bd 3), Berlin: be.bra 2013. 460 S., 48 €

Johann von Leers gehörte kaum zur zweiten, eher zur dritten Garde des NS-Regimes. Lohnt sich die Beschäftigung mit seiner Person? Ja, muß man nach der Lektüre von Marco Sennholz' Biographie sagen. Denn Leers verkörperte auf spezifische Weise das, was die »Generation der Unbedingten« ausmachte: Entschlossenheit und Durchsetzungsbereitschaft trotz widrigster Umstände, intellektuelle Neugier und weltanschauliche Rabiatheit, die Überzeugung, daß die bestehende Ordnung ihren Untergang verdiene und der Wille, eine neue zu schaffen. Im Falle von Leers' lagen die widrigen Umstände zuerst im sozialen Abstieg seiner Familie durch Nachkrieg und Wirtschaftskrise begründet, dann im Scheitern seiner diplomatischen Laufbahn. Was die intellektuelle Neugier betraf, zeigte sie sich – trotz seines Nationalismus – an der Aufgeschlossenheit für die slawischen wie die ostasiatischen Kulturen. Die weltanschauliche Rabiatheit kam vor allem in einem wüsten Antisemitismus zur Geltung, der ihn rasch in die Reihen der NSDAP führte.
Der Weg zu Hitler war nicht zwangsläufig, Leers hatte engere Beziehungen zu Ernst Jünger und Carl Schmitt, man könnte auch auf die Freundschaft mit Friedrich Hielscher und den Kontakt zu anderen Nationalrevolutionären hinweisen. Aber der Judenhaß hat bei Leers früh den Charakter einer *idée fixe* angenommen, sodaß ihn weder Ostorientierung noch sozialistischer Radikalismus (er galt sogar nach dem Ausscheiden Otto Straßers als Sympathisant des linken Parteiflügels) an seiner Gefolgschaftstreue zu Hitler irre werden ließen.
Eine Garantie für eine steile Karriere war das nach 1933 nicht. Leers hatte das Talent, sich persönliche Feinde zu machen, er blieb auch im Ideologischen eigenwillig, was etwa die Präferenz für bestimmte Formen moderner Kunst oder die Klärung der religiösen Frage anbetraf. So dauerte es einige Zeit, bevor er endlich eine gesicherte Existenz als Professor an der braunen Musteruniversität Jena fand. Aber bevor er sich wirklich etablieren konnte, kamen Krieg, Besetzung, Inhaftierung, Flucht und die Emigration nach Argentinien. Für gewöhnlich enden Biographien, die sich mit Überlebenden des NS-Regimes befassen, an dieser Stelle mit einigen lapidaren Bemerkungen. Nicht so die Arbeit von Sennholz, die einiges Bemerkenswerte über den »Nationalsozialismus nach '45« zu sagen hat. Dessen Anhänger hielten sich keineswegs für endgültig geschlagen, sondern hofften auf eine neue weltpolitische Zuspitzung zwischen Ost und West, die dann die autoritären Regime der lateinischen Welt (Perón in Argentinien, Salazar in Portugal, Franco in Spanien) zum Ausgangspunkt eines zweiten Anlaufs machen konnte. Und selbst als die Entwicklung in eine andere Richtung lief, gab man die Hoffnung nicht auf und setzte nun auf die arabische beziehungsweise islamische Karte. Dabei handelte es sich im Grunde um eine Wiederaufnahme gewisser Ideen, die nicht nur in den nationalrevolutionären Zirkeln umgelaufen waren, sondern auch deutsche Planungen für den Krieg in Nordafrika und im Nahen Osten mitbestimmt hatten. Daß Johann von Leers 1965 als moslemischer Konvertit in Kairo starb, war insofern nicht nur eine Bizarrerie, sondern irgendwie auch konsequent.

Karlheinz Weißmann

Die Republik soll leiten

Egon Flaig: *Gegen den Strom. Für eine säkulare Republik Europa*, Springe: zu Klampen 2013. 254 S., 22 €

Hätte Egon Flaig, der in Rostock Alte Geschichte lehrt, nicht vor Jahren mit ein paar Essays für Furore gesorgt, gäbe es wohl keinen Grund, sich den jetzt erschienenen Essayband näher anzuschauen. Zu abgedroschen ist der Titel, zu konjunkturell der Untertitel. Wer aber mal Auschwitz mit dem Rotz in seinem Taschentuch verglichen hat, bei dem darf man etwas mehr vermuten als Belanglosigkeiten. Der Leser wird in dieser Annahme grundsätzlich nicht enttäuscht. Wie immer sind Flaigs Essays luzide formuliert, prägen ein Feindbild und sind für manche schöne Formulierung gut. Zur Hochform läuft Flaig dann auf, wenn er anderen Autoren ihre gedankliche Kurzatmigkeit nachweisen kann.
Die in diesem Buch versammelten Texte behandeln aktuelle Themen, die Flaig stets mit einem Bezug zur Antike versieht. Es geht um die Zukunft Europas, den ausufernden Sozialstaat, den Islam (»gefährlichster Rechtsextremismus der Gegenwart«), eine republikanische Leitkultur, die antiken Wurzeln der europäischen Werte, den Wert der Geschichte gegenüber der Religion und die Grenzen und Bedingungen des Universalismus. In der Hochschätzung der klassischen Antike, insbesondere der praktischen Philosophie und der konkreten politischen Formen, liegt eine Gemeinsamkeit der Texte. Eine andere ist die Geringschätzung der monotheistischen Religionen und der Religion überhaupt – bei Flaig manchmal eine fixe Idee, wenn diese für alles Elend in der Welt verantwortlich gemacht wird. Ein weiteres verbindendes Moment der Texte ist der Republikanismus, dem Flaig offenbar anhängt.
Auf den Begriff »Republik« stützen sich meist jene Leute, die sich über die Auswüchse und Unmöglichkeiten der De-

mokratie im klaren sind, aber dennoch darauf beharren, daß eine Partizipation aller an der politischen Willensbildung das Beste wäre. Flaig müßte eigentlich klar sein, daß es sich dabei um eine Wunschvorstellung und nicht um eine realistische Option handelt, ist es aber nicht: Wenn er der EU vorwirft, daß sie ihre Bürger bei der Legitimierung des Ganzen hintergangen habe, ist das in Ordnung. Wenn er dafür plädiert, Europa zu einer »politischen Entscheidung des Souveräns selbst« zu machen, ist das eine legitime Forderung. Wenn er aber gleichzeitig davon ausgeht, daß sich die Mehrheit der europäischen Bürger in freier, gleicher und geheimer Wahl für ein demokratisches Europa entscheiden würde, dann ist das Wunschdenken. Daß man die Essays dennoch mit Gewinn liest, liegt nicht zuletzt an der Fähigkeit des Autors, prägnant zu formulieren. Insbesondere wenn Flaig die Besonderheiten des europäischen Kulturraums oder die zwölf »Landmarken in der antiken Kultur« definiert, bekommt man viel geboten. Daß man dann nicht jeder These folgen möchte, ist zu verschmerzen und steigert, im Gegenteil, nur den Erkenntnisgewinn.

Erik Lehnert

Als Not beten lehrte

Thomas Großbölting: *Der verlorene Himmel. Glaube in Deutschland seit 1945,* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013. 320 S., 29,99 €

Für die jüngere Geschichte Deutschlands ist es – aufgrund der komplexer gewordenen religiösen Situation des Landes – schwierig, eine Geschichte des Glaubens zu verfassen. Umso mutiger ist es, wenn der Zeithistoriker Thomas Großbölting eine Gesamtdarstellung der bundesrepublikanischen Religionshistorie bis in die Gegenwart hinein fortführt.
Einer der Gründe für die hervorgehobene Position der Kirchen unmittelbar nach 1945 war ihr kontinuitätsstiftender Faktor gerade zur Zeit der Besatzung, als die Kirchen in die Rolle des nachhaltigen Fürsprechers der deutschen Bevölkerung schlüpften. Zudem offenbart die damalige Situation die alte Weisheit: Not lehrt beten! Trotz des allem Anschein nach blühenden christlichen Lebens weist der Verfasser auf Risse im vermeintlichen Monolith hin, so daß er zum Schluß kommt, der Rechristianisierungsdiskurs habe sich von vornherein unrealistische Ziele gesteckt. Immerhin kann man in moralischer Hinsicht von einer gewissen Konkordanz des kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens sprechen.
Eine signifikante Abkehr von einem derartigen Leitbild zeigte sich spätestens in den 1960er und 1970er Jahren, als für die Kirchen das Leben in der gesellschaftlichen Normalität begann. Laien und Kleriker mußten sich im pluralen Gemeinwesen zurechtfinden – ein nicht leichtes Unternehmen, wie besonders die Abtreibungskontroverse der 1970er Jahre belegt.
»1968« brachte eine breite Polarisierung in beiden Kirchen, vor allem im Protestantismus. Auch die theologischen Diskussionen, etwa um die Theologie der Befreiung und die »Gott-ist-tot«-Theologie, bezieht Großbölting ein. Die zunehmende Individualisierung und der massive Verlust an Sozialkontrolle stellen den Kern dessen dar, was man üblicherweise mit dem Gemeinplatz »Säkularisierung« beschreibt. Die DDR bedeutete aufgrund des zum Teil aggressiven Vorgehens des Staates überwiegend gegen protestantische Gemeinden einen Sonderfall.
Für die unmittelbare Gegenwart berücksichtigt Großbölting den Aufschwung islamischer Religiosität infolge forcierter Einwanderung, aber auch die Steigerung verschiedener diffuser Formen des Glaubens sowie der sogenannten »Sekten«. Neben zahlreichen Konfliktfeldern arbeitet er auch Formen von Zusammenarbeit zwischen christlichen und islamischen Gemeinschaften heraus, beispielsweise den punktuellen Einsatz für den Erhalt von Gotteshäusern.
Großböltings Untersuchung setzt Maßstäbe für zukünftige Arbeiten auf dem Feld der kirchlichen (genauer: religiösen) Zeitgeschichtsschreibung. Von dem aufstrebenden Münsteraner Hochschullehrer wird man auf diesem Sektor noch einiges erwarten dürfen.

Felix Dirsch

Diversity, wo?

Norbert Borrmann: *Die große Gleichschaltung. Vom Verschwinden der Vielfalt* (= *reihe kaplaken,* Bd. 38), Schnellroda: Antaios 2013. 94 S., 8,50 €

Es ist umstritten, ob das frühe 21. Jahrhundert mehr Vielfalt kennt als vorangegangene Epochen. Man kann zwar einerseits auf enorm viele neue Produkte und Lebensformen verweisen. Andererseits jedoch sind Tendenzen in Richtung einer nivellierenden Öde unübersehbar. Nicht zufällig ist »Antidiskriminierung« eines der Schlüsselwörter der politischen Auseinandersetzung. Gerade der globalisierende, amerikanisierende Trend hat viele Formen westlichen Lebens in aller Welt verbreitet und Autochthones nicht selten verdrängt.
Mit dem Kunst- und Architekturhistoriker Norbert Borrmann tritt nun ein engagierter Verfechter echter Pluralität auf. Sein Gewährsmann ist in besonderer Weise der Architekturtheoretiker Paul Schultze-Naumburg, der sich schon in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts für heimatnahes Bauen eingesetzt hat. Freilich überschätzen Borrmann und sein Vorbild die Rolle des Nationalsozialismus im Hinblick auf den »Wunsch der Territorialisierung von Kultur«. Mit ihrer Präferenz für die neoklassizistische Baurichtung gab die

Elite des Dritten Reiches einem durchaus nicht territorial ausgerichteten Stil den Vorzug. Der Verfasser präsentiert zahlreiche Belege dafür, daß die in Europa evidente Entwicklung zum Multikulturalismus genuin regionale Eigentümlichkeiten mehr und mehr zum Verschwinden bringt. Slumartige Zustände, die man vor Jahrzehnten nur in der Dritten Welt verorten konnte, treten nunmehr auch in etlichen deutschen Städten auf. Nicht nur dieses »Exportgut« darf als »Bereicherung« durch weltweite Zuwanderung gelten, die eigene Identitäten schrittweise reduziert. Immer mehr bildet sich ein rassen-, klassen- und geschlechtsloser Zukunftsmensch heraus, den Borrmann genau analysiert. Er geht sogar so weit, die Veränderungen der menschlichen Physiognomie anhand zahlreicher photographischer Beispiele zu untersuchen, die vor allem der Photograph August Sander aufnahm (*Menschen des 20. Jahrhunderts*). Echte »Diversity«: Fehlanzeige! Am Ende der lesenswerten Erörterungen finden sich Hinweise auf konservative Nonkonformisten wie Ernst Jünger, der früh Gegenstrategien entwarf, nicht zuletzt in seiner legendären Schrift *Der Waldgang.*

Felix Dirsch

Blau

Michel Pastoureau: *Blau. Die Geschichte einer Farbe,* Berlin: Wagenbach 2013. 174 S., 10,90 €

Die Werke des französischen Historikers Michel Pastoureau werden regelmäßig ins Englische, oft auch ins Italienische und sogar ins Spanische übersetzt, aber nur ausnahmsweise ins Deutsche. Offenbar gibt es hierzulande nicht dieselbe Aufgeschlossenheit für die von Pastoureau bevorzugte Thematik oder für seine Methode. Wahrscheinlich wiegt der zweite Aspekt schwerer, denn zur Sprache der Symbole, mit der sich Pastoureau befaßt, gibt es auf dem deutschen Buchmarkt eine große Zahl von Veröffentlichungen. Die gehen aber entweder lexikalisch oder psychologisch vor, während Pastoureaus Zugriff konsequent geschichtlich ist. Für ihn gibt es kein Symbol »an sich«, sondern immer nur ein Symbol in einem bestimmten kulturellen und zeitlichen Kontext. Wer seine Werke genauer kennt, wird feststellen, daß auch dieser Ansatz seine Tücken hat, aber immerhin vor nervtötenden Spekulationen über irgendein Zeichen bewahrt, das angeblich seit jeher und immer schon diese und keine andere Bedeutung hatte.

Die Stärke von Pastoureaus Verfahren wird besonders deutlich an seinen Untersuchungen von Farbsymbolen, von denen der Wagenbach-Verlag jetzt die Arbeit zum »Blau« in Übersetzung vorgelegt hat. Die Lieblingsfarbe der gegenwärtigen Menschheit hat diesen Status erst allmählich gewonnen. In der Bibel gab es nicht einmal ein Wort für Blau, und erst im Mittelalter begann sein Aufstieg als »französischer« Farbe, weil sie mit dem – göttlichen – Licht und dem Himmel und dem Mantel Mariens assoziiert wurde, bevor das Zeitalter der Revolution Blau als Farbe der Freiheit in der Ikonographie verankerte, wozu die allmähliche Verschiebung der Uniformfarben von Schwarz in Richtung Blau und das Übergreifen dieser Mode auf die seriöse Herrenbekleidung nicht recht passen will, was aber nur für eine weitere Annahme Pastoureaus spricht: daß Symbole grundsätzlich polyvalent sind.

Karlheinz Weißmann

Ferguson ist nicht Spengler

Niall Ferguson: *Der Niedergang des Westens. Wie Institutionen verfallen und Ökonomien sterben,* Berlin: Propyläen 2013. 201 S., 18,00 €

Aus schwer nachvollziehbarem Grund gilt der anglo-amerikanische Historiker Niall Ferguson als Konservativer. Das mag mit der Linksverschiebung des politischen Spektrums insgesamt zu tun haben oder mit den Besonderheiten ideologischer Zuordnung jenseits des großen Teichs. Trotzdem bleibt festzustellen, daß Ferguson weder nach kontinentalem noch nach deutschem Zuschnitt als Konservativer gelten kann. Seine Weltanschauung ist eher klassisch-liberal, also geprägt von skeptischem Menschenbild bei gleichzeitigem Vertrauen in den reflektierten Egoismus des einzelnen und die Wohltat der »unsichtbaren Hand«. Der deutsche Titel seines Buches – *Der Niedergang des Westens* – führt insofern in die Irre und erinnert zu Unrecht an Oswald Spengler. Denn das, was Ferguson vorträgt, ist keine Kulturmorphologie und kein Geschichtspessimismus, sondern die tiefe Überzeugung, daß die Herrschaft des Rechts (1), die Freiheit des Marktes (2) und die Möglichkeit der Selbstentfaltung (3) allemal genügen, um jede Herausforderung zu meistern, daß mithin die Konkurrenz im Osten auf Grund des Fehlens von (1) und (3) kaum zu fürchten ist, und daß »dem Westen« eigentlich nur dann Gefahr droht, wenn er aus der Banken- und Eurokrise die Folgerung zieht, daß man sich von (2) ab- und dem Staatsinterventionismus zuwenden müsse.



Der Leser kann bei Ferguson einiges lernen, aber die Lükken seiner Analyse sind doch irritierend. Der Tod des weißen Mannes spielt für ihn so wenig eine Rolle wie das Desaster des schwarzen Kontinents, die unkontrollierte Zuwanderung so wenig wie der Islamismus, der Zerfall der Ordnungsstrukturen so wenig wie der wachsende Analphabetismus. Jedem, der an seinen Erklärungen zweifelt, begegnet er mit einem »it's the economy, stupid!«. Das findet selbstverständlich Zustimmung in den USA, aber offenbar auch unter einer Leserschaft hierzulande,

die es je länger je weniger gewohnt ist, in eigenen Kategorien zu denken.

Karlheinz Weißmann

Warum Trittin davonkam

Hans Becker von Sothen: *Bild-Legenden. Fotos machen Politik. Fälschungen – Fakes – Manipulationen,* Graz: Ares 2013. 271 S., 19,90 €

Jedes dokumentarische Bild gibt ein ganz besonderes Versprechen über die Wirklichkeit ab: Das abgebildete Ereignis soll so, und nicht anders, stattgefunden haben. Den Beweis dafür liefere das Bild. Da nun aber kluge Politiker, Regierungen, Photographen und Medien direkt nach der Geburt der Photographie im 19. Jahrhundert erkannten, wie man diesen Glauben an die Echtheit ausnutzen kann, haben Historiker seither eine mühsame Aufgabe. Sie müssen, weit nachdem die Bilder als vermeintlich objektive Quellen ihre Wirkung entfaltet haben, die Unstimmigkeiten ihrer Entstehung herausfinden.
Hans Becker von Sothen hat sich diese Mühe gemacht und weist nach, daß man keinem Bild trauen sollte, das man nicht selbst gefälscht hat. Er veranschaulicht dies an berühmten Aufnahmen wie »Iwo Jima« von Joe Rosenthal und der sowjetischen Flagge auf dem Reichstag zur »Stunde Null« von Jewgeni Chaldej. Besonders aufschlußreich ist sein Buch aber an jenen Stellen, wo er zeigt, daß die Manipulationsversuche auch fehlschlagen können. Es gibt dabei eine eindeutige Tendenz: Mit der Etablierung des Internets und immer weitergehenden Beschleunigung und Globalisierung der Kommunikation fliegen die Fälschungen immer schneller auf. Häufig passiert dies bereits, wenn sich die Bilder noch nicht im kulturellen Gedächtnis festgesetzt haben. Dann sitzen vielmehr die Urheber und Verbreiter der Manipulation auf der Anklagebank und riskieren ihre Glaubwürdigkeit. Die aufgeflogenen Schlampigkeiten und Fälschungen bei den Bildern der Wehrmachtsausstellung benennt Becker von Sothen in diesem Kontext genauso wie das getürkte Beweisbild des Todes von Osama bin Laden. Unbekannt dürfte dagegen eine Geschichte um Jürgen Trittin sein. Die *Bild*-Zeitung druckte 2001 ein Foto des damaligen Bundesumweltministers ab, das ihn 1994 in Göttingen zusammen mit vermummten Antifaschisten zeigt. Das Bild ist hochbrisant, weil Trittin zu diesem Zeitpunkt schon Minister in Niedersachsen war und 2001 die große »Steineschmeißer«-Debatte um Joschka Fischer geführt wurde. Es hätte eng werden können für Trittin, wenn nicht die *Bild* über das Ziel hinausgeschossen hätte. Sie versah nämlich das Foto mit zwei Hinweisen auf einen angeblichen Bolzenschneider und einen Schlagstock. Diese Gegenstände stellten sich jedoch als Dachgepäckträger und Teilaufnahme eines Seils heraus, so daß sich Trittin erfolgreich als Opfer der Medien darstellen konnte, das vom Boulevard in die linksextreme Ecke gestellt wurde. Die Frage, was der Grünen-Politiker Seite an Seite mit vermummten Antifaschisten auf einer Demonstration zu suchen hatte, bei der sieben Polizisten verletzt wurden, erledigte sich damit von selbst. Es gibt also auch Nutznießer von besonders dilettantischen Bildmanipulationen.

Felix Menzel

Aufschrei: Der Gleichheitswahn und seine Folgen

Birgit Kelle: *Dann mach doch die Bluse zu. Ein Aufschrei gegen den Gleichheitswahn,* Aßlar: Adeo, 2013. 192 S., 17,99 €

Mit ihrem Bestseller *Dann mach doch die Bluse* zu hat Birgit Kelle einen Nerv getroffen. Ihre unpopulären Thesen über das Frau- und Muttersein polarisieren. Zwischen begeisterter Zustimmung (»sie sprechen mir aus der Seele«) und feindseliger Ablehnung im Netz kommt es zu Diskussionen, wo man dachte, es sei doch alles schon gesagt. Kelle läßt sich nicht auf die Diskussion pro oder contra Hausfrau ein, gerät dadurch nicht in die leidige Rechtfertigungsposition, sondern fordert selbstbewußt das Recht auf ein Hausfrauenmodell. Denn, so Kelle: Die behauptete Wahlfreiheit gibt es nicht. Das Hausfrauenmodell sei politisch nicht gewollt. Trotzdem entscheidet sich die Mehrheit der Frauen im Interesse der Kinder für eine längere oder kürzere Auszeit aus dem Berufsleben. Unpopulär ausgedrückt: für ein Hausfrauendasein. Diese Faktenlage wird von der Politik geflissentlich ignoriert. Birgit Kelle zitiert eine Studie der Organisation »Mouvement Mondial des Mères«, derzufolge sich 61 Prozent aller europäischen Mütter voll auf ihre Kinder konzentrieren wollen, bis diese das dritte Lebensjahr vollendet haben. 37 Prozent wollen dies, bis die Kinder das Schulalter erreicht haben. 70 Prozent aller Mütter würden sogar gern nur in Teilzeit erwerbstätig sein, bis ihre Kinder das 18. Lebensjahr erreicht haben.



Birgit Kelle will nicht zu einem Frauenbild der 50er Jahre zurückkehren, sondern hinterfragt das politisch-feministisch propagierte Frauenbild vor dem Hintergrund ihrer persönlichen Erfahrung. Die 1975 in Heltau/Siebenbürgen geborene Autorin wuchs in einem Haushalt heran, wo es selbstverständlich war, daß Frauen arbeiteten. Auch während Schulzeit und Studium ging sie davon aus, daß Frauen und Männer alle Freiheiten und gleiche Möglichkeiten hätten. Ein Einschnitt in diese Sicht der Dinge stellt die Geburt ihres ersten Kindes dar – heute hat sie vier. Daß Kinder ein emotionaler Einschnitt seien, der die Lebensplanung aus der Bahn

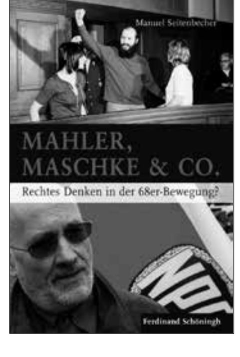
werfen kann, können alle Eltern nachvollziehen. Erst jetzt stellt sich recht eigentlich die Frage nach der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Die Erfahrung, sich mehr um ihr Kind kümmern zu wollen, machen viele Frauen und Männer. Nach Kelle kommen sie dabei an ihre Grenze, und zwar auch gesellschaftlich. Denn Frauen, die sich mehr um ihre Kinder kümmern wollen, werden diffamiert als Heimchen am Herd, und das mickrige Erziehungsgeld, lieblos Herdprämie genannt, eröffnet keine Alternative zur Erwerbstätigkeit. Hausfrauen haben keine Lobby. Birgit Kelle gibt diesen Frauen eine Stimme. Und da viele Feministinnen keine Kinder haben oder sie perfekt wegorganisieren, fehlt ihnen das Verständnis für die Wünsche vieler Mütter. Jetzt, wo durch flächendeckende Krippenbetreuung und Ganztagsschulen möglich gemacht wurde, daß Frauen kurz nach der Geburt eines Kindes voll arbeiten können oder müssen, merken viele Eltern, daß sie das in dieser Ausschließlichkeit nicht wollen und daß etwas Wesentliches auf der Strecke bleibt. »Es gab viele Situationen, in denen ich schöne Momente im Leben meiner Tochter verpaßt habe« sagte unlängst Familienministerin Kristina Schröder, als sie ihr Amt zur Verfügung stellte. Vereinbarkeit von Familie und Beruf schafft nicht mal eine Ministerin, möchte man, Kelle ergänzend, anfügen.
Ach ja, bleibt noch der Buchtitel, die »Bluse«. Der »Fall Brüderle« stand Pate, er entfachte eine »Sexismusdebatte« und veranlaßte die Autorin zu ihrem Buch. Der Titel hätte als Kapitelüberschrift gereicht, zumal der Inhalt des Buches grundlegender ist als der flapsige Titel vermuten läßt. Wer etwa nicht recht weiß, was mit Genderpolitik gemeint ist, wird in einem Kapitel »Der Genderwahn« aufgeklärt. Über den Unsinn einer Frauenquote berichtet ein weiteres Kapitel. Nicht zuletzt erhalten auch Männer einen Rückhalt, wo der Feminismus diesen demontiert hat. Birgit Kelles »Aufschrei gegen den Gleichheitswahn«, so der Untertitel des Buches, kann durchaus als Beginn einer Befreiung von der feministischen »Befreiung« gesehen werden.

Monika Leiser

Rechte 68er

Manuel Seitenbrecher: *Mahler, Maschke & Co. Rechtes Denken in der 68er-Bewegung?*, Paderborn: Schöningh 2013. 557 S., 39,90 €

Manuel Seitenbecher versucht ein differenziertes Bild um das »jugendbewegte« Jahr 1968 und den Weg ihrer Akteure in die folgenden Jahrzehnte zu entwerfen. Er ordnet die sozial(istisch) dominierte Bewegung in globale Ereignisse ein. Bezüge sind der Befreiungskampf kolonial unterdrückter Völker, die Studentenunruhen in den USA und in Frankreich sowie die Konfrontation der Militär-Blöcke im Kalten Krieg um den »Prager Frühling«. Sozialliberale Professoren wie Sontheimer, Scheuch und Richard Löwenthal attestierten der Jugendbewegung zunehmend totalitären Charakter und »Übereinstimmung mit Rhetorik und Praxis faschistischer Bewegungen der Frühphase«. Seitenbecher referiert keinen systematischen Vergleich von links und rechts, sondern bewertet potentielle Ähnlichkeiten bei ausgewählten Themenfeldern: Einstellung zu den USA und Israel, das je vorherrschende Demokratiebild und das Vorgehen der Akteure.



Die »rechten« Protagonisten werden durch biographische Angaben und zum Teil durch 2010/11 geführte Interviews (Eichberg, Fichter, Oberlercher, Rabehl, Schütt) vorgestellt und in die Zeitläufte eingeordnet. Gemeinsam war allen 68ern der Wille, die Wirklichkeit in der Welt revolutionär umzugestalten – danach trennten sich ihre Wege. Diesen folgt Seitenbecher, indem er den Lebensdarstellungen und den Themen der siebziger und achtziger Jahre folgt, augenscheinliche Differenzierungen herausstellt und die spätere Selbstüberhöhung ehemals radikal-linker »Demokraten« und heutiger Polit-Populisten zum Vergleich heranzieht. Neue Linke wie Thomas Schmid – inzwischen Herausgeber des ehemals verhaßten Springerblattes *Die Welt* –, Jürgen Trittin und Joseph Fischer, die im Gefolge des rot- grünen Machtwechsels ihre Verwandlung vom Staatsgegner zum gut honorierten Staatsdiener vollzogen, wechselten zum Establishment. Auch die »rechten« Renegaten gingen unterschiedlichen Zielen nach. Sie vereint wenig, außer undifferenzierter Fremdwahrnehmung.
Seitenbecher folgt den Lebensursprüngen und erster, prägender Sozialisation, konstatiert für die »Abhauer« aus der DDR Dutschke, Oberlercher und Rabehl Unterschiede zu den Heranwachsenden der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft Fichter, Eichberg, Maschke und Mahler. Sie alle neigten zum antiautoritären Gestus, subversiven und provokativen Aktionen. Vollkommen verschieden gingen sie (früher oder später) mit der Bewertung der NS-Vergangenheit, ihrer Stellung zum Antiamerikanismus und -semitismus um. Maschke schloß sich nie der nationalrevolutionären Deutung von 1968 noch Mahlers oder Oberlerchers rassistischen und antisemitistischen Überzeugungen an. Letzteres gilt auch für Tilman Fichter und Bernd Rabehl. Seinen linken Idealen schwor Maschke nach seiner Erfahrung in Kuba ab. Mahler brach mit Marx und Lenin, fand sich bei Hegel philosophisch aufgehoben und geisterte parteipolitisch und ideologisch zwischen sich ausschließenden Extremen mit dogmatischen Fanatismus und manischer Theorieaneignung: Burschenschafter, SPD, SDS, RAF, KPD, FDP, Grüne und

zuletzt NPD. Von einem geschlossenen, homogenen rechten Weltbild ist bei diesen Protagonisten nicht zu sprechen. Sie reagierten auf zeitgeschichtliche Veränderungen, ohne verändernd einwirken zu können. Ihnen fehlte die wesentliche Basis: Öffentlichkeit.
Was durch eine Flut an ideologiegesättigter Memoirenliteratur verhindert wurde, beginnt jetzt mit Seitenbechers Dissertation: Die historische Aufarbeitung der 68er-Bewegung in ihren Facetten. Denn: »Die Bewegung von 1968 darf nicht nur einseitig mit Quellen und Schriften der Aktivisten aufgearbeitet werden; auch ihre Kritiker und Gegner müssen Berücksichtigung finden, und manche zeitgenössische Beobachtung ist wohl näher an den Ereignissen dran als nachträgliche Vereinnahmungen und Weichzeichnungen«.

Uwe Ullrich

Carl Klinke?

Jan Ganschow, Olaf Haselhorst, Maik Ohnezeit: *Der deutsch-dänische Krieg 1864 – Vorgeschichte, Verlauf, Folgen,* Graz 2013. 332 S. 29,90 €

Im Jahr 2007 hat der Ares-Verlag damit begonnen, eine kleine Buchreihe über die deutschen »Einigungskriege« herauszugeben. Nach dem zuerst erschienen Band über 1866 und der folgenden Darstellung der Jahre 1870/71 wird jetzt abschließend der deutsch-dänische Krieg von 1864 behandelt. Die Autoren, von denen jeder für seinen Abschnitt allein verantwortlich zeichnet, handeln das Geschehen umfassend ab. Es sind Kapitel über die politische Vorgeschichte des Konflikts seit dem Wiener Kongreß von 1815 enthalten. Andere Abschnitte sind den militärischen Operationen gewidmet, den kriegsvölkerrechtlichen Aspekten, den Folgen des Krieges und schließlich der »Erinnerungskultur«. Lothar Höbelt hat ein ausdrücklich »österreichisches Vorwort« beigesteuert, das in einer etwas wehmütigen Tonlage gehalten ist. Schließlich wurde Schleswig-Holstein nach dem Krieg von 1864 bald zum Streitfall zwischen Preußen und Österreich, was schließlich in den Krieg von 1866 führte und damit in die erste deutsche Teilung. Diesen negativen Aspekt der Ereigniskette hat die auf Preußen fixierte Geschichtsschreibung gerne vernachlässigt. Höbelt lobt in diesem Zusammenhang die Grundhaltung der Autoren, nicht von angeblich unvermeidlichen Konflikten auszugehen, sondern die Offenheit der damaligen Situation zu betonen. Weder der Krieg von 1864 noch der von 1866 waren unvermeidlich, das geht aus der detaillierten Darstellung deutlich hervor. Kompromisse wären möglich gewesen. Die komplizierte Ausgangslage legte das eigentlich nahe. Sie wird von den Autoren in der Vorbemerkung mit dem Bonmot des britischen Premiers Palmerston illustriert, die schleswig-holsteinische Frage hätten nur drei Personen verstanden: »der Prinzregent Albert, aber der ist gestorben; ein deutscher Gelehrter, aber der ist darüber verrückt geworden; und ich selbst, aber ich habe die Sache leider vergessen«.
Gleichberechtigt neben der Offenheit der Ereignisse steht die Offenheit der Erinnerung an sie. Olaf Haselhorst geht in seinem Beitrag zur Erinnerungskultur auch auf den Fall Carl Klinke ein. Den Namen dieses Pioniers, des Helden der Düppeler Schanzen, der sein Leben geopfert und den Durchbruch durch die dänischen Linien möglich gemacht hatte, kannte lange Zeit wohl fast jeder Schüler. Theodor Fontane hat ihm Verse gewidmet, obwohl er an der Geschichte selbst offenbar leise Zweifel hatte. Haselhorst analysiert den Fall und zeigt auf, daß sich der Klinke-Mythos in der Tat erst entwickeln mußte, ohne daß letztlich völlige Klarheit über den tatsächlichen Ablauf der Ereignisse vor den Düppeler Schanzen zu gewinnen ist. Insgesamt ist dies ein sehr gelungener Band. Er zeigt, wie sich Kriegs- und Militärgeschichte heute darstellen lassen, ohne sich in Schlachtenbeschreibung zu erschöpfen.



Stefan Scheil

Das Gebot der Auslese

José Ortega y Gasset: *Aufbau und Zerfall einer Nation,* Hrsg. von Jerónimo Molina Cano, Wien: Karolinger 2013. 144 S., 19,90 €

Im September 2013 demonstrierten hunderttausende Katalanen in einer Menschenkette für die Unabhängigkeit von Spanien. Auf über 400 Kilometer erstreckte sich der Protest, der sich an der baltischen Menschenkette von 1989 orientierte. Viele der 7,6 Millionen Katalanen sehen sich heute in der Position des einst besetzten Baltikums. Gesamtspanisch Denkende sahen und sehen im Separatismus hingegen ein Verhängnis. Zu diesen zählte auch der Philosoph José Ortega y Gasset, der sich mit ideenhistorischen wie konkreten Äußerungen diverser Sezessionsbestrebungen auf der Iberischen Halbinsel auseinandersetzte. Der überzeugte Kastilier sah in ihnen ein Zerfallsprodukt spanischer Größe. Weil Spanien – Geschöpf Kastiliens – für seine Völker keinen einheitsstiftenden Mythos, kein »Programm künftiger Taten« mehr vertreten habe, zerfiel das Land seit dem 16. Jahrhundert in voneinander isolierte soziale und ethnische Gruppen; auch Kirche und Monarchie versagten. Die folgenschwersten Probleme Spaniens, die Ortega nacheinander analysiert, seien ebendieser Partikularismus der Klassen und Regionen sowie grassierende »Aristophobie« als »Bestenhaß« der Vielen. Gleichwohl habe er noch Hoffnung. Unerläßlich erscheint ihm die Einsicht der Massen in die Notwendigkeit gestaltender Eliten, für die das »Gebot der Auslese« von zentraler Bedeutung sei. Statt oberflächlicher Re-

formen wäre der »neue Typus des spanischen Menschen« zu schaffen, der samt einer beseelenden Idee Spaniens Geschicke leitet und somit die kontradiktorischen Partikularismen und Regionalismen überwindet. 90 Jahre nach der Niederschrift ist Katalonien die wirtschaftsstärkste Region Spaniens. Das »lebendige Bewußtsein der Solidarität«, das Ortega einforderte, versiegt. Für den Herbst 2014 ist ein Unabhängigkeitsreferendum vorgesehen: Exakt 300 Jahre vorher mußte Barcelona kapitulieren, Katalonien fortan kastilisch sprechen und seine Autonomierechte an den Zentralstaat abtreten. Die Abstimmung rückt näher, und daher behält Ortegas Schrift nicht nur aufgrund ihres Charakters als Vorläufer des *Aufstands der Massen* (1929) Bedeutung, sondern ist auch als hochaktuell gewordene Studie gefragt, wie im kundigen Vorwort des Herausgebers zu lesen ist. Dieser verweist zudem auf seiner Ansicht nach fehlgeleitete Zugeständnisse Madrids an den Separatismus und zielt damit auf die erneuerte Relevanz des Originaltitels von 1922 ab: *España invertebrada* (»Spanien ohne Rückgrat«). Die vorliegende, um die »Meditation über den Escorial« (1915) erweiterte Neuauflage ist daher aus gleich mehreren Gründen eine Lektüre wert.

Benedikt Kaiser

Staat und Ordnung

Michael Großheim/Hans-Jörg Hennecke (Hrsg.): *Staat und Ordnung im konservativen Denken* (= *Staatsverständnisse,* Bd. 53), Baden-Baden: Nomos 2013. 381 S., 49 €

Die Strömung konservativen Denkens und Handelns kennt, wie auch andere politische Richtungen, zeitbedingte Bestandteile und solche, die einen epochenübergreifenden Kern betreffen. Zu letzterem gehören die Entitäten von Staat und Ordnung. Sie sind unabdingbar für Vorstellungen, die den Menschen als von der Überlieferung maßgeblich geprägt betrachten, das Gemeinwesen als Kommunität der »Lebenden, der Toten und der Kommenden« begreifen. Michael Großheims und Hans-Jörg Henneckes Sammelband, der Beiträge ausgewiesener Kenner der Thematik (Hans-Christof Kraus, Richard Pohle, Christian Thies, Steffen Kluck, Axel Schildt, Dominik Geppert, Till Kinzel, Joachim Krause, Matthias Oppermann, Michael Henkel und Volker Kronenberg) veröffentlicht, schlägt einen Bogen vom konservativen Ordnungsdenken im Zeitalter der Französischen Revolution – eine Thematik, die der Passauer Historiker Kraus gewohnt souverän abhandelt – bis zum zeitgenössischen Denken im England der Ära Cameron. Hier werden zwei Pole sichtbar. Während in Deutschland der Konservatismus Ordnung und Staat mitunter stark glorifiziert hat – eine Ausnahme stellt das konservativ-völkische Denken der Weimarer Republik etwa eines Max Hildebert Boehm dar, das die »Eigenständigkeit des Volkes« über den Staatszugriff stellt –, markiert der englische Konservatismus das andere Extrem. Er ist in manchen Perioden seiner Geschichte beinahe untrennbar mit dem Liberalismus verbunden. Die Weite des Bandes belegt nicht zuletzt der Aufsatz des Historikers Oppermann, der die Verbindungen zur US-Schule des politischen Realismus untersucht. Zudem beschäftigt sich der Politologe Henkel mit den Ansätzen von Günter Rohrmoser und Hermann Lübbe. Diese beiden Philosophen stellen vornehmlich die Themen Modernität und Religion in den Mittelpunkt ihres Denkens. Hervorzuheben ist, daß die Stellungnahmen die Breite konservativen Denkens widerspiegeln, die von gemäßigt-reformerischen bis reaktionär-totalitären Varianten vieles erkennen läßt. Aufgrund der Qualität der Einzelstudien ist dem Band eine rege Rezeption zu wünschen.

Felix Dirsch

Partner Kind

Michael Winterhoff: *SOS Kinderseele. Was die emotionale und soziale Entwicklung unserer Kinder gefährdet – und was wir dagegen tun können,* München: C. Bertelsmann 2013. 224 S., 17,99 €

Dies ist das vierte Buch Winterhoffs zum Thema. Erneut berichtet der Psychotherapeut von hoffnungslos verzogenen Kindern, die in diesen Fällen meist aus gesicherten Verhältnissen kommen, über gute Intelligenz verfügen und ihre Eltern ratlos machen. Der Staat und staatsnahe Kassen federn das Unglück ab, im schlimmsten Falle, wenn Therapien, Heime und andere Einrichtungen nicht helfen, kann zu »Intensivmaßnahmen im Ausland« gegriffen werden. Man möchte abermals Böckenförde zitieren … Winterhoff ist streng, aber freundlich, daher spricht er nicht von Legionen künftiger Zivilversager, sondern nennt Kapitel etwa »Die Kinder von heute sind die Erwachsenen von morgen«. So was leuchtet ein, und man muß Winterhoff dankbar sein, daß er nicht müde wird, das, was Generationen vorher intuitives Erziehungswissen war, abermals darzulegen: Das Kind ist kein Partner auf Augenhöhe. Offene Kindergartenkonzepte mit »Bistro« und Neigungsecken sind Schmarrn. Regeln müssen nicht mit Kindergartenkindern gemeinsam ausgehandelt werden. Und wer aus »demokratietheoretischen Gründen« das »Recht auf politische Bildung im Kindergarten«(Dagmar Richter) umsetzen will, hat von Entwicklungspsychologie wenig verstanden. Einen Praxistip mit Erfolgsgarantie hat der Autor für begüterte Ratlose: Schicken Sie Ihr Kind mal für eine Zeit auf ein englisches Internat! Winterhoff gilt seinen Kritikern als reaktionär. Es ficht ihn wenig an.

Ellen Kositza

Der Kaiser von Dallas

Vor vierzig Jahren wurde John F. Kennedy ermordet. An der Alleintäterschaft von Lee Harvey Oswald gab es bald Zweifel. Mutmaßungen über die Hintermänner unterlagen wechselnden Konjunkturen. War es die politische Konkurrenz? Die Mafia? Die CIA? Etwa – die Stasi? Im Jahr 2002 stößt der Journalist Christian Blees auf mysteriöse Tonbänder in englischer Sprache, die offenbar mit dem Anschlag zu tun haben. Seine Recherchen führen Blees rund um den Erdball und schließlich zurück nach Deutschland. Hier trifft er einen ehemaligen Stasi-Mann, der behauptet, JFK ermordet zu haben … Der Autor Christan Blees hat mit *Der Kaiser von Dallas* (Laufzeit 62 Min., 14,95 €) eine Doku-Fiktion geschaffen, die mit Sprechern wie Christian Berkel und Peter Groeger besetzt ist und mit vielen Originalstimmen (John F. Kennedy, Willy Brandt, Hans-Dietrich Genscher) aufwartet.

Bezug: www.audiobuch.com

Jugend von heute und gestern

Im vergangenen Oktober jährte sich zum 100. Mal der Freideutsche Jugendtag auf dem Hohen Meißner. Die nahegelegene nordhessische Burg Ludwigstein mit ihrem Archiv der Jugendbewegung stellt einen der Dreh- und Angelpunkte jener Gruppen dar, die bis heute als



Pfadfinder, Wandervögel oder Bündische Jugend das Erbe dieser naturverbundenen, kulturkritischen Strömung pflegen. Beim Jubiläumswochenende 2013 der ehemals unter dem Attribut »freideutsch« firmierenden Bünde sind nun auch mißliebige Menschen gesichtet worden – als Zaungäste, namentlich Dieter Stein und Götz Kubitschek. Hessens Sozialminister hat, nachdem ihm dies als Klage vorgetragen wurde, sämtliche Subventionen für die mehrfach preisgekrönte Burg zuerst eingefroren, dann wieder freigegeben (siehe auch *Editorial* S. 1).

An der Jugendbewegung scheiden sich indes auch innerhalb des konservativen Spektrums die Geister. Während der moderne Konservative den »Aufbruch der Jugend« aus »erstarrten Verhältnissen« rühmt, neigt der Reaktionär zu Skepsis und Ablehnung. Für ihn beginnt der Weg der allumfassenden Emanzipation 1789, als sämtliche Hierarchien wankten, führt weiter über die Romantik und die Lebensreform direkt ins »Jahrhundert des Kindes« (Ellen Key), letztlich zu Woodstock, der 68er-Bewegung, dem Ausruf »Kinder an die Macht!« (Herbert Grönemeyer) und letztlich zur konsuminduzierten allgemeinen Infantilisierung.

Drei Ausstellungen befassen sich derzeit mit modernen Konzepten von Jugend und Kindheit. Erstens: *Aufbruch der Jugend. Deutsche Jugendbewegung zwischen Selbstbestimmung und Verführung* im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg (bis 19.1.2014). Rund 400 Exponate, darunter Gemälde, Photographien, Kleidung sowie Film- und Hörstationen zeichnen den Weg der Jugendbewegung von ihren Anfängen um 1900 bis in die 1960er Jahre nach. Der Ausstellungskatalog (Hrsg. von G. Ulrich Großmann u.a., 344 S., 33 €) richtet sein Augenmerk auf die Ideologisierung durch den Ersten Weltkrieg (»Aus dem Wandern wurde das Marschieren«) und auf die entgegengesetzte Re-Politisierung um 1968.

Zweitens: *Glut ist Geist – die Wandervögel auf der Leuchtenburg* (bis 14.3.2014) bei Kahla in Thüringen. Die Fotoausstellung in der ersten Jugendherberge Thüringens widmet sich der magischen Anziehungskraft der Wandervogelbewegung und ihren charismatischen Helden.

Drittens, weiter zurückblickend, die Ausstellung *Kindheit. Eine Erfindung des 19. Jahrhunderts* im Museum für Kunst und Technik des 19. Jahrhunderts in Baden-Baden (bis 9.3.2014). Erst mit Beginn der 19. Jahrhunderts wurde das konkrete, individuelle Kind – und nicht der Thronfolger, nicht die pausbäckige Putte oder die Christkindallegorie – als portraitierungswürdig empfunden. In den ausgestellten Gemälden sehen wir trotzende, erschöpfte und fröhliche Kinder. »Jedes Kind ist hochbegabt« heißt ein aktueller Bestseller von heute.

Poetische Pistolen aus Porzellan

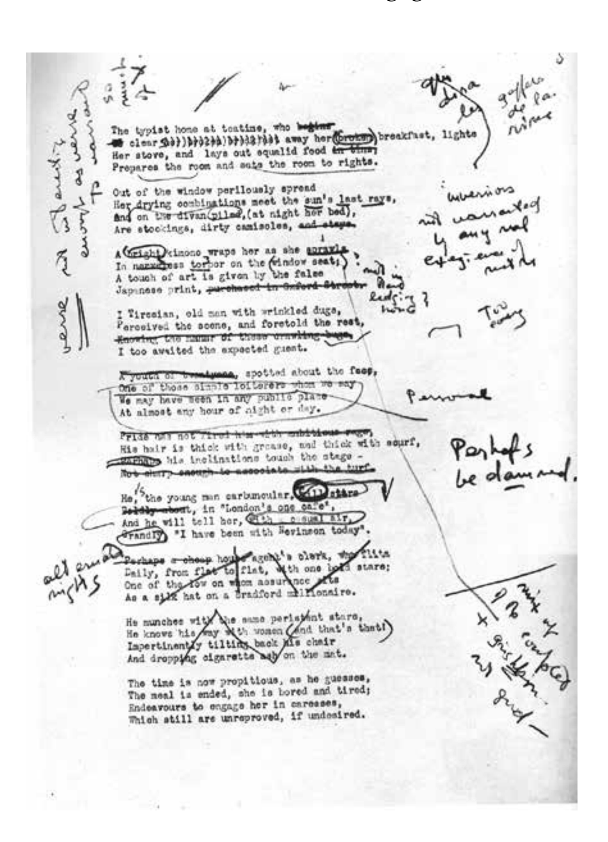
Der Einband des Buches zeigt eine weiße Porzellanpistole, versehen mit einem Brecht-Zitat aus dessen stalinistischer Phase: »Je unschuldiger sie sind, um so mehr haben sie den Tod verdient.« Der Titel des Bandes: *»I do not belong to the Baader-Meinhof Group«*. Hinter dieser so merkwürdigen wie unwiderstehlichen Aufmachung verbirgt sich eine Sammlung von Gedichten der 1963 in England geborenen Lyrikerin Juleigh Howard-Hobson, die mit ihrem Mann und drei Kindern ein Aussteiger-Leben auf einer Farm im Nordwesten der USA führt. Sie ist Anhängerin der nordisch-neuheidnischen Gruppe »Ásatrú« und sieht sich selbst als rechte »Frei-

denkerin«. Als solche hat sie sich durchaus sympathisierend zur Baader-Meinhof-Gruppe geäußert, die in dem Titelstück jedoch allenfalls subliminal vorkommt. Howard-Hobsons politische Affinitäten und ihre Vorliebe für schillernde Figuren wie Unity Mitford oder Savitri Devi kommen in dem vorliegenden Band zwar unmißverständlich zum Ausdruck, drängen sich aber nicht in den Vordergrund. Als dezidiert »formalistische« Poetin legt sie großen Wert auf Versmaß, Klang, Strophenbau und Reim, was ihre Arbeiten zu einem Lesevergnügen macht. Dabei pflegt sie einen überwiegend introvertierten Tonfall, zeichnet Stimmungen und Reflexionen auf, artikuliert schwarze Verzweiflung ebenso wie trotzigen Widerstand. Der rote Faden – Glanz und Verfall der europäischen Kultur – schimmert ohne Agitprop und falsches Pathos durch. Auch der 1961 geborene amerikanisch-polnische Dichter Leo Yankevich, der in Oberschlesien lebt, beherrscht sein Handwerk: *Tikkun Olam* ist eine Sammlung von historischen Miniaturen, die sich hauptsächlich um die Verbrechen und die Opfer des Kommunismus drehen; als Quelle dienten ihm dabei vor allem die Bücher von Solschenizyn und Robert Conquest. Der Titel ist der rabbinischen Tradition entnommen und bedeutet »Heilung der Welt«, womit Yankevich auf den messianischen Charakter des Bolschewismus verweist. Andere Teile des Buches beschäftigen sich mit aktueller »Heilsbringer«-Politik, etwa der bombastisch verbreiteten US-»Demokratie« in Serbien und im Irak. Wie immer, wenn sich Politik und Kunst mischen, hätte dieses Unterfangen leicht schiefgehen können. Yankevich meistert seinen Stoff jedoch weitgehend mit angemessener Subtilität, mit Augenmerk auf die menschlichen Tragödien inmitten der historischen Flutwellen.

Beide Bände kann man über den kalifornischen Verlag Counter-Currents (www.counter-currents.com) beziehen.

Ach, unsre dürren Stimmen

Thomas Stearns Eliot, vor 125 Jahren in St. Louis, Missouri, geboren, hat man vieles nachgesagt: Daß er Kulturpessimist gewesen sei, Antisemit, ein allzu eifriger Konvertit; aber dies nicht: daß er ein unbegabter Dichter gewesen sei. 1921, da lebte er nach längeren Aufenthalten in Oxford und Marburg bereits in England, hatte T. S. Eliot seinem Freund und Förderer Ezra Pound einen vieldutzendseitigen Gedichtkoloß übergeben, den Urtext zu *The Waste Land,* dieser grundstürzenden Liturgie des »endgültig nachmetaphysischen Menschen« (Durs Grünbein). »Unter den wuchtigen Schlägen des Lektors kam ein Gebilde wie aus einem Guß zum Vorschein« schreibt nun Grünbein in seinem Essay, der dem Hörbuch *Poems. The Waste Land und andere Gedichte* (2 CDs, der Hörverlag, zwei Stunden Laufzeit, 19,99 €) beigeben ist. Auf der ersten Scheibe liest T. S. Eliot selbst (1947); neben dem berückenden »La Figlia Che Piange« auch das als antijüdisch gebrandmarkte »Gerontion« sowie fünf weitere Gedichte; die zweite beinhaltet deutsche Übersetzungen. Bei *The Waste Land* hat man (gelesen von Hanns Zischler) auf Norbert Hummelts moderne Übersetzung (»Das öde Land«) und nicht auf die von Eva Hesse oder Ernst Robert Curtius zurückgegriffen. Hans


The typist home at teatime, who
clear away her breakfast, lights
Her stove, and lays out squalid food
Prepares the room and sets the room to rights.

Out of the window perilously spread
Her drying combinations meet the sun's last rays,
And on the divan piled, (at night her bed),
Are stockings, dirty camisoles,

A bright kimono wraps her as she
In torpor on the window seat;
A touch of art is given by the false
Japanese print,

I Tiresias, old man with wrinkled dugs,
Perceived the scene, and foretold the rest,
I too awaited the expected guest.

, spotted about the face,
One of those simple loiterers whom we say
We may have seen in any public place
At almost any hour of night or day.

His hair is thick with grease, and thick with scurf,
his inclinations touch the stage –

He, the young man carbuncular, will stare
, in "London's one cafe",
And he will tell her, with a casual air,
Grandly, "I have been with Nevinson today".

house agent's clerk, who flits
Daily, from flat to flat, with one bold stare;
One of the low on whom assurance sits
As a silk hat on a Bradford millionaire.

He munches with the same persistent stare,
He knows his way with women (and that's that!)
Impertinently tilting back his chair
And dropping cigarette ash on the mat.

The time is now propitious, as he guesses,
The meal is ended, she is bored and tired;
Endeavours to engage her in caresses,
Which still are unreproved, if undesired.

Magnus Enzensberger hat »The Hollow Men« (»Die hohlen Männer«) übersetzt, auch dies ein Klassiker. Die letzten Zeilen: Auf diese Art geht die Welt zugrund / Auf diese Art geht die Welt zugrund / Auf diese Art geht die Welt zugrund / Nicht mit einem Knall: mit Gewimmer.

Man höre die Einspielung autofahrend, nachts, bei Regen, nicht wimmernd, aber seufzend.

Die Sozialisten verließen die NSDAP

Otto Strasser war ein innerparteilicher Konkurrent Hitlers in der NSDAP, er vertrat den »linken«, sozialistischen Flügel. Strasser vollzog bereits 1930 den Bruch mit Hitler und bemühte sich um eine politische Sammlungsbewegung (Schwarze Front). Nach der NS-Machtergreifung floh er ins Exil nach Österreich, später in die Tschechoslowakei, schließlich nach Kanada. In den Anfangsjahren des Exils gelang es ihm noch, Widerstandspropaganda nach Deutschland zu schmuggeln. Strasseristische Widerstandszellen in Deutschland existierten noch bis Mitte der 1930er Jahre, wurden dann zerschlagen, seine Anhänger wurden inhaftiert. Der Historiker Claus Wolfschlag hat mit *Aufbau des deutschen Sozialismus* (1931/36) (Haag & Herchen, 180 S., 18 €) und *Deutschlands Erneuerung* (1946) (Haag & Herchen, 200 S., 19,80 €) zwei programmatische Schriften Strassers neu herausgegeben und sie mit Vorworten versehen, die auf den Aktualitätsgehalt des linken Rechtsdenkers hinweisen.

1813

Nach der Völkerschlacht schreibt Achim von Arnim sein »Totenopfer«:

Nun die Schlacht vorüber,
Nun die Lebenden gezählt,
Ach der Tote, der uns fehlt,
War vor allen uns doch lieber,
Und der Nachruf klingt so trüb:
Ach der Tote war uns lieb,
Und die Nacht, die uns umgibt,
Hat vor allen ihn geliebt,
Hat ihn an ihr Herz gelegt
Und so schwer an Tränen trägt.

1913

Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg schreibt Ende November an den Kronprinzen, der unter den Einfluß der Alldeutschen geraten war:

»In einem zukünftigen Krieg, der ohne zwingenden Anlaß unternommen wird, steht nicht nur die Hohenzollernkrone, sondern auch die Zukunft Deutschlands auf dem Spiel. Gewiß muß unsere Politik kühn geführt werden. Aber in jeder diplomatischen Verwicklung mit Schwertern rasseln, ohne daß die Ehre, die Sicherheit und die Zukunft Deutschlands bedroht sind, ist nicht nur tollkühn, sondern verbrecherisch.«

2013

6. Oktober – Außenminister Guido Westerwelle übergibt den deutschen Stützpunkt in Kundus an die Afghanen:

»Armee und Polizei haben eine gute Ausbildung erhalten. Straßen und Infrastruktur erleichtern den Alltag der Menschen und sind Voraussetzung für eine nachhaltige wirtschaftliche Entwicklung. Jungen und Mädchen haben Zugang zu Bildung bekommen. Es gibt kaum eine Gemeinde in der Provinz ohne Schulprojekt. Noch längst nicht alles ist gut in Afghanistan, aber vieles ist erheblich besser.«